



# Leseprobe

Silvia Tennenbaum  
**Straßen von gestern**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,99 €



---

Seiten: 656

Erscheinungstermin: 11. November 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

Dort, wo heute in Frankfurt die Doppeltürme der Deutschen Bank aufragen, kommt 1903 Lene Wertheim zur Welt. Die Wertheims sind eine alteingesessene jüdische Familie mit festen Grundsätzen: Man feiert Weihnachten als prunkvolles Familienfest – zum Entsetzen der orthodoxen Verwandtschaft. »Die Juden sind wie alle anderen, und wenn sie es nicht sind, sollten sie es sein«, erklärt Eduard Wertheim, Bankier, Kunstsammler und Mäzen, seinen Nichten und Neffen. Lene erhält 1938 in Paris für sich, ihren zweiten Mann und ihre Tochter Ausreisevisa für die USA. Aber nicht alle Wertheims haben das Glück, sich rechtzeitig vor den Nazis in Sicherheit bringen zu können.

### **Autor**

## **Silvia Tennenbaum**

---

Silvia Tennenbaum wurde 1928 in Frankfurt am Main geboren und emigrierte 1938 in die USA. Sie studierte Kunstgeschichte an der Columbia University und arbeitete als Kunstkritikerin. 1978 erschien ihr erster Roman RACHEL, THE RABBI'S WIFE, der in den USA auf Anhieb zum Bestseller wurde. 1981 folgte der Roman YESTERDAY'S STREETS. Silvia Tennenbaum lebt auf Long Island und hält sich seit 1983 regelmäßig für einige Zeit in Frankfurt am Main auf.

Dort, wo heute in Frankfurt die Doppeltürme der Deutschen Bank aufragen, kommt 1903 Lene Wertheim zur Welt. Die Wertheims sind eine alteingesessene jüdische Familie mit festen Grundsätzen: Man feiert Weihnachten als prunkvolles Familienfest – zum Entsetzen der orthodoxen Verwandtschaft. »Die Juden sind wie alle anderen, und wenn sie es nicht sind, sollten sie es sein«, erklärt Eduard Wertheim, Bankier, Kunstsammler und Mäzen, seinen Nichten und Neffen. Lene erhält 1938 in Paris für sich, ihren zweiten Mann und ihre Tochter Ausreisevisa für die USA. Aber nicht alle Wertheims haben das Glück, sich rechtzeitig vor den Nazis in Sicherheit bringen zu können. Silvia Tennenbaum erzählt in kraftvollen Bildern vom Aufstieg einer jüdischen Familie im Kaiserreich, begleitet ihre verschlungenen Wege durch die Weimarer Republik und lässt uns Flucht und Vertreibung im »Dritten Reich« eindringlich miterleben.

SILVIA TENNENBAUM, wurde 1928 in Frankfurt am Main geboren und emigrierte 1938 in die USA. Sie studierte Kunstgeschichte an der Columbia University und arbeitete als Kunstkritikerin. 1978 erschien ihr erster Roman »Rachel, The Rabbi's Wife« (»Rachel, die Frau des Rabbis«), der in den USA auf Anhieb zum Bestseller wurde. 1981 folgte »Yesterday's Streets« (»Straßen von gestern«). Silvia Tennenbaum lebte auf Long Island und hielt sich seit 1983 regelmäßig für einige Zeit in Frankfurt am Main auf. Sie starb am 27. Juni 2016.

Silvia Tennenbaum

Straßen  
von gestern

Roman

*Aus dem Englischen  
von Ulla de Herrera*

**btb**

Die Originalausgabe erschien 1981 unter dem Titel  
»Yesterday's Streets« bei Random House, Inc., New York.  
Die deutsche Erstausgabe erschien 1983 im  
Albrecht Knaus Verlag.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich  
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Dezember 2013  
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 1981 by Silvia Tennenbaum

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012  
by Schöfling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,  
Frankfurt am Main

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto: Ullstein Bild / Süddeutsche Zeitung Photo / Scherl

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74630-9

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/penguinbuecher](http://www.facebook.com/penguinbuecher)

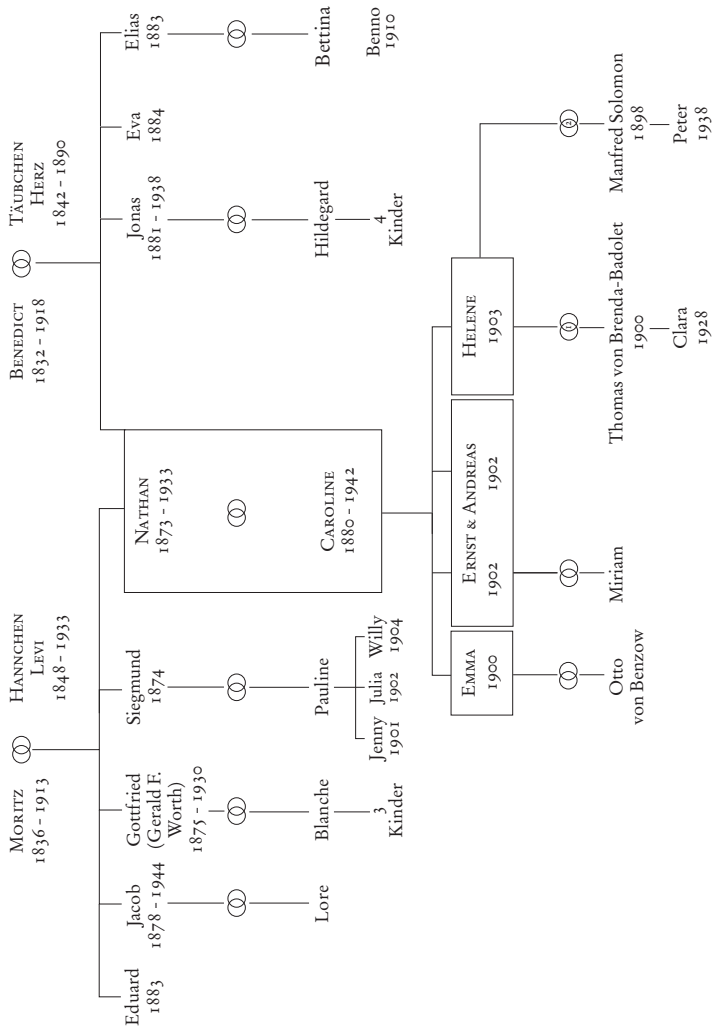
Im Andenken an meine Mutter  
*Lotti Steinberg, geb. Stern,*  
die in meinem Leben und meiner Arbeit  
immer gegenwärtig ist.

Es bleibt uns vielleicht  
irgend ein Baum an dem Abhang, daß wir ihn täglich  
widersähen; es bleibt uns die Straße von gestern  
und das verzogene Treusein einer Gewohnheit,  
der es bei uns gefiel, und so blieb sie und ging nicht.

Rainer Maria Rilke  
*Erste Duineser Elegie*

FAMILIE WERTHEIM

FAMILIE SÜSSKIND





# Erstes Kapitel

1903

EDUARD WERTHEIM fand alle Babys häßlich, und er versäumte es nie, dies ihren Müttern mitzuteilen. Als er an einem strahlenden Frühlingstag das Wohnzimmer seiner Schwägerin betrat, um sich zum erstenmal Helene anzusehen, die in Caroline Wertheims Armen lag, rief er: »Mein Gott! Sie sieht aus wie ein wütendes Äffchen!«

Hedwig, die Kinderfrau, schnaubte entrüstet, und das zaghafte Lächeln verschwand aus Carolines Gesicht. Sie saß auf einer eleganten Empire-Chaiselongue, einen weichen, weißen Morgenrock aus Musselin über ihrem voluminösen Batistnachthemd, doch sie fühlte sich nicht wohl; ihre Brüste waren fest umwickelt, um den Milchfluß zu unterbinden. Dr. Schlesinger, der Arzt der Familie, beachtete es nicht, wenn sie über ihren unbehaglichen Zustand klagte, und verordnete weiter Ruhe und leichte Nahrung. »Kein Gänseschmalz«, sagte er schmunzelnd.

Trotz der Beschwerden versuchte Caroline, zu all ihren Besuchern freundlich zu sein, besonders zu Edu, über den sie sich häufig ärgerte. »*Ich* finde, sie ist schön«, sagte sie. »Du magst einfach keine Babys!«

»Sie *wird* schön sein, sobald sie anfängt, ihrer Mutter zu ähneln«, erwiderte Edu galant. Eine Wolke von Zigarrenrauch quoll aus seinen Nasenlöchern; er wartete darauf, daß Caroline ihm verzieh.

»Das Kind wird noch ersticken«, brummte Hedwig, nahm Lene aus den Armen ihrer Mutter und rauschte mit ihr hinaus.

Caroline, die keineswegs besänftigt war, wußte nicht, was sie mit diesem Schwager reden sollte, der sich, obwohl erst zwanzig, das Air eines Mannes von Welt gab. Er war gerade von einem zweijährigen Aufenthalt in Amerika zurückgekehrt und hatte ein festes Urteil über alles und jedes. Aber auch er wußte im Augenblick nichts zu sagen. Er besaß noch nicht die nötige

Ungezwungenheit im Gespräch mit Frauen und auch nicht die Gewandtheit, einen toten Punkt in der Unterhaltung mühelos zu überwinden. Er war geistreich und witzig, aber er brauchte ein männliches Gegenüber, um in bester Form zu sein; bei Frauen wurde sein Esprit allzu leicht zur Kränkung.

»Jetzt, da ich das kleine Monstrum bewundert habe, kann ich mich verabschieden«, sagte er. Caroline lächelte ihm erleichtert zu. Sie hatte weder etwas für seinen Zigarrenrauch noch für seinen Humor übrig, und seine Selbstgefälligkeit empfand sie als beleidigend.

»Ich danke dir für deinen Besuch«, sagte sie, seinen flüchtigen, pflichtschuldigen Kuß entgegennehmend. »Wir haben uns alle gefragt, ob du wohl in Amerika bleiben würdest.«

»Amerika ist nichts für mich«, verkündete er großspurig. »Die Männer haben nicht *einen* kultivierten Knochen im Leib; sie könnten ebensogut mit Kriegsbemalung herumlaufen wie die Indianer. Und die Frauen! Alles alte Vetteln! Und Frauenrechtlerinnen«, setzte er hinzu. Er war aufgestanden, um zu gehen, blieb aber einen Augenblick stehen – ein schlanker, gutaussehender Mann, in das Beste gekleidet, was englische Schneiderarbeit liefern konnte – und blickte sich im Zimmer um. Er sah, wie das Licht, das über die Mahagonimöbel glitt, den alten Teppich in einen üppigen, farbenfrohen orientalischen Garten verwandelte. Es war schön, wieder daheim in Deutschland zu sein, vor allem in Frankfurt, bei den Seinen.

Edu drückte die Zigarre in dem sauberen Marmoraschenbecher aus, der genau in der Mitte der Brokatdecke auf dem kleinen Tisch neben der Tür stand. »Laß es dir gutgehen«, sagte er zu Caroline, die ihre Augen vor der eindringenden Sonne geschlossen hatte, »und grüße meinen Bruder Nathan von mir.«

»Wir sehen uns am Samstag«, murmelte sie.

Er schloß behutsam die Tür. Es war niemand in der unteren Halle, um ihn hinauszulassen, und so nahm er selbst seine Melone vom Hutständer und hinterließ kein Trinkgeld für das unaufmerksame Hausmädchen. Er stieg die breiten Stufen vor dem Haus seines Bruders hinab, und sein Blick fiel auf den lila

Flieder, der in duftender Fülle kaskadenartig über die Gartenmauer fiel, und die stattliche Kastanie, über der zarte, weiße Lämmerwolken im endlosen blauen Maienhimmel schwebten. Aber er sah auch, daß die geschwungene steinerne Balustrade gereinigt werden mußte und daß das Eisentor einen neuen Anstrich brauchte.

Edu war mit sich und der Welt zufrieden. Er beschloß, auf dem Heimweg einen Bummel durch den Palmengarten zu machen. Während er gemächlich dahinschlenderte, dachte er an die Zeit in New York, wo er im Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. gelernt hatte. Für ihn war es eine Verbannung gewesen. Er hatte seine Arbeit gewissenhaft, ja sogar eifrig erledigt, aber es war ihm nicht gelungen, seine Einsamkeit zu überwinden. Die lärmenden Amerikaner, voller Optimismus und Naivität, hatten ihn eingeschüchtert. Er hatte keine Freunde gefunden. Und er war nicht, wie er gehofft hatte, von den besten amerikanischen Familien mit offenen Armen empfangen worden, obgleich sein Vater, Moritz Wertheim, sich seiner guten Beziehungen zu Jacob Schiff rühmte.

»Mein Großvater hat in der Judengasse direkt gegenüber von den Schiffs gewohnt«, sagte Moritz jedesmal, wenn er an die Zeit im Judenviertel zurückdachte, »und die Familien waren eng befreundet. Alle Welt spricht über die Rothschilds, aber sie sind nicht die einzige bedeutende Familie, die aus dem Frankfurter Ghetto stammt. Sie sind die reichste, gewiß, aber auch einigen anderen von uns ist es nicht gerade schlecht ergangen.« An diesem Punkt angelangt, neigte er sich unweigerlich vornüber. Er hielt diese kleine Rede schon fast gewohnheitsmäßig jedem seiner Kinder und Enkel, sobald sie alt genug waren, ihn zu verstehen. »Und etwas darfst du nicht vergessen«, pflegte er zu sagen. »Es gibt noch eine andere Art von Prestige – die alten Juden nannten es *jichus* –, und davon besaß unsere Familie sehr viel, selbst als wir noch nicht das Geld hatten.«

»Ich weiß«, pflegte Edu seinem Vater zu antworten, aber die kleine Predigt umschwebte seinen Kopf wie die Dämpfe, mit denen seine Mutter Erkältungen kurierte – ein seltsam duften-

der Hauch der Vergangenheit, ohne Beziehung zu dem, was er als Gegenwart kannte.

»Es hat etwas mit Rechtschaffenheit und Tugend zu tun, mit Güte und Ehrfurcht vor denen, die Reichtümer des Geistes besitzen: Wissen und Gelehrsamkeit. Geh hin und lies – aber natürlich kannst du das nicht – die Worte auf den Grabsteinen des alten Friedhofs, dann wirst du wissen, was deine Vorfahren für so wichtig hielten, daß die Welt es erfahren und Gott nicht vergessen sollte.«

Daraufhin lehnte sich Moritz immer in seinem Stuhl zurück, und Edu machte ein ernstes Gesicht, denn er wußte, daß das von ihm erwartet wurde. Aber jetzt fragte er sich, warum er während seiner Lehrzeit so wenig von Jacob Schiff zu sehen bekommen hatte, wenn die Familienbeziehung so eng war, wie sein Vater behauptete. Nur ein einziges Mal war er zu einem Freitagabend-Essen eingeladen worden. Es hatte ihn, wie er seiner Familie berichtete, nicht sehr beeindruckt. Die Frömmigkeit stieß ihn ab. »Stellt euch vor, die Männer mußten Scheitelkappchen tragen! In der heutigen Zeit!« Außerdem (und dies war, wie er zugab, nicht die Schuld von Jacob Schiff) wurde New York von einer Million oder mehr mittelloser Einwanderer überschwemmt, von denen viele, wenn nicht die meisten, Juden aus Osteuropa waren. »Ihr werdet schon sehen, was das für einen Antisemitismus in ihrer kostbaren Demokratie hervorrufen wird«, sagte er, und seine Mutter, Hannchen, nickte. Sie stimmte immer mit Edu überein; er war der jüngste ihrer fünf Söhne und ihr erklärter Liebling.

Edu schlenderte zufrieden durch den Palmengarten, den er wegen seiner Vielfalt an heimischen und exotischen Pflanzen liebte. Er hatte seine Wege und Treibhäuser ausgekundschaftet, solange er denken konnte, hatte die Blumen und Kakteen, die tropischen Palmen und Orchideen genau untersucht und sogar ihre lateinischen Namen gelernt. Die Gärtner kannten und grüßten ihn. Obwohl sie im allgemeinen wortkarg waren, erklärten sie ihm sogar hin und wieder die Pflege einer besonders kostbaren Pflanze. Pflanzen zu züchten erschien Eduard Wert-

heim eine großartige und befriedigende Beschäftigung; die schwere Arbeit wurde mit Schönheit oder süßem Duft belohnt, und man brauchte dabei keine rührselige Zuneigung zu zeigen.

AN DEM SAMSTAG nach Edus Besuch beim Baby traf sich die ganze Familie Wertheim nachmittags im Haus von Nathan und Caroline in der Guiollettstraße. Samstags kamen sie, wenn nichts anderes auf dem Programm stand, für gewöhnlich zum Tee zu Nathan. Der Sonntag gehörte unwiderruflich den Eltern, Hannchen und Moritz, einschließlich des Mittagessens um Punkt eins. Nathan, ein Rechtsanwalt, war der älteste Sohn und der gesetztteste, pedantisch und melancholisch und ein wenig eigenbrötlerisch. Er hielt seinen kleinen Spitzbart kurz, und die Enden seines Schnurrbarts waren ganz leicht gezwirbelt. Obwohl erst dreißig, war er fast kahl und sich dessen so peinlich bewußt, daß er sich nie ohne Hut photographieren ließ.

Der zweite Sohn, Siegmund, neunundzwanzig, arbeitete in der Wollgroßhandlung seines Vaters und galt als der gewandteste der ganzen Familie. Er war auch der sorgloseste, und er spielte Cello – wenn auch schlecht. Man hörte ihn häufig sagen, er hätte als Landedelmann geboren werden sollen, damit es ihm erspart geblieben wäre, jeden Tag zur Arbeit gehen zu müssen. Im Büro flirtete er mit den Sekretärinnen und gewann mit seinem Charme die Sympathien der Handlungsreisenden. Nie arbeitete er eine Minute länger als nötig. Sein Schwiegervater war sehr reich. Pauline, seine Frau, hatte, da sie in Luxus aufgewachsen war, schon früh einen Blick für Kleider und eine Vorliebe für üppige Gesellschaften entwickelt.

Gottfried, achtundzwanzig und unverheiratet, war seit seinem dritten Lebensjahr zu seinem guten Aussehen beglückwünscht worden, und obgleich alle erwartet hatten, daß er zu einem eitlen Mann heranwachsen würde, hatte doch niemand gedacht, daß Genußsucht und Hemmungslosigkeit eine so große Rolle in seinem Leben spielen und seiner Fähigkeit, wirkliche Freunde zu gewinnen, solch enge Grenzen setzen würden. Gottfried arbeitete ebenfalls in der Firma seines Vaters und

drängte ihn, größere Risiken einzugehen, als der alte Mann für klug hielt. Die Beziehung zwischen den beiden war keine sehr glückliche.

Der fünfundzwanzigjährige Jacob, wortkarg und intelligent, hatte nie zu hören bekommen, daß er gut aussehe. Vielmehr sah man in ihm das häßliche Entlein der Familie, aber er hatte schon als Kind entdeckt, daß sein Vater seine geistigen Gaben schätzte und ihretwegen gegen ihn nachsichtig war. Er hatte, wie seine Mutter es ausdrückte, »mehr Jahre, als ihm guttaten«, auf der Universität verbracht, und er spielte im Amateurquartett seines Bruders Siegmund die zweite Geige.

Außer Gottfried trafen an diesem Sonnabendnachmittag alle Brüder pünktlich bei Nathan ein. Es war wieder ein herrlicher Frühlingstag, und Edu schwang eine Rede über sein Lieblingsthema: Er analysierte den amerikanischen Charakter und beschrieb die schlechten Lebensbedingungen im Armenviertel von New York. Nathan, der gerade von einem kurzen Aufenthalt in Berlin zurückgekehrt war, bemerkte dazu, daß auch dort die Einwanderung polnischer Juden zu einer Bedrohung würde.

»Dann können wir Gott danken, daß wir in Frankfurt leben.« In Jacobs Stimme lag ein Anflug von Sarkasmus.

»Sie werden auch hierher kommen«, sagte Siegmund.

»Ich lag in New York nachts im Bett und stellte mir vor, daß ich wieder hier wäre, durch den Palmengarten ging oder mit der Straßenbahn nach Bockenheim fuhr. Um einzuschlafen, zählte ich im Geist der Reihe nach die Haltestellen auf.«

»Gab es denn *nichts* in New York, was dir gefallen hat?«

»Ich habe gelernt, unter Wilden zu überleben. Mir gefiel der Gedanke, Herr meines Schicksals zu sein.«

Die Männer saßen im Salon zusammen, während die Frauen im Wintergarten plauderten; er ging auf den Garten hinaus, der jetzt, auf dem Höhepunkt des Frühlings, eine überraschende Vielfalt von Grün zeigte – vom glänzenden Dunkel der Magnolien bis zu den federartigen, gelblichen Blättern der Linden. Und das alles wurde von zwei Rotbuchen und einer alten Kastanie überragt. Älter als das Haus, älter als irgend jemand, der

jetzt lebte, hatten sie bereits auf diesem Stück Land gestanden, ehe die Stadtmauern niedergerissen wurden, ehe die Juden die engen Grenzen des Ghettos verlassen durften. Vielleicht standen sie sogar schon dort – natürlich noch zart und jung –, als Goethe seiner Geburtsstadt Lebewohl sagte.

Die Fenster des Wintergartens waren geöffnet, und die Frauen unterhielten sich angeregt, während die Kinder – Carolines Zwillinge, Ernst und Andreas; ihre Älteste, Emma; und Pauline Wertheims zwei Töchter, Jenny und Julia – unter den wachsamen Blicken von Fräulein Gründlich, der Erzieherin, auf den Kieswegen spielten. Lene schlief, vor Wind und Sonne geschützt, in ihrem Kinderwagen, die kleinen Hände trotz des milden Frühlingswetters in Fäustlingen aus rosa Wolle, ihr widerspenstiger schwarzer Haarschopf von einer dazu passenden rosa Mütze bedeckt.

Es war nicht ungewöhnlich, daß die Männer und Frauen getrennt zusammensaßen. Wenn die Familie beisammen war – *entre nous*, wie sie es nannten –, sprachen die Männer gern über ihre geschäftlichen Probleme, während die Frauen über die Dienstboten und die jüngsten Skandale im vornehmen Westen Frankfurts schwatzten. Obgleich sie alle gebildet und frei von Vorurteilen waren, sahen sie es doch als gegeben an, daß das Leben einer wohlhabenden bürgerlichen Familie von festen Grundsätzen und Regeln bestimmt wurde, die jedem seinen Platz zuteilten: Die Frauen hatten ihren Wirkungskreis und die Männer einen anderen; Kinder lebten in einer Art Niemandsland (»man sieht sie, aber man hört sie nicht«); und Dienstboten gehörten zum »ungewaschenen Volk«. Hannchen Wertheim inspizierte persönlich jeden Morgen die Fingernägel ihrer Mädchen und schnupperte diskret an der Kleidung der Dienstboten. Nur Jacob, den das endlose Gerede der Männer über Geschäfte langweilte, sowie Carolines Schwester, Eva Süßkind, stellten gelegentlich die Unveränderlichkeit der gesellschaftlichen Ordnung in Frage. Eva war neunzehn und wollte studieren oder arbeiten; keinesfalls wollte sie heiraten. Sie hatte »fortschrittliche« Ansichten, und man nahm an, daß der frühzeitige Tod ihrer Mutter und ihr eige-

nes herbes Gemüt gleichermaßen zu ihren unkonventionellen Anschauungen beigetragen hatten. Hannchen war überzeugt, daß sie sich weniger schroff geben würde, wenn sie hübscher wäre, aber Caroline wußte, daß das Wesen ihrer Schwester, nicht ihr Gesicht, für ihre unabhängige Art und Weise verantwortlich war. Manchmal hatte sie den vagen und flüchtigen Wunsch, selbst etwas von Evas Zielstrebigkeit zu besitzen.

Die Süßkinds waren von niedrigerer Herkunft als die Wertheims. (Und zwar – so sah es Moritz –, weil sie noch nicht lange in der kultivierten Atmosphäre Frankfurts lebten.)

Carolines Vater war Drogist. Er war erfolgreich, das war nicht zu leugnen, aber sein Laden und seine Wohnung lagen in der Grünen Straße, nahe dem Zoo, im schrecklich ungepflegten Osten der Stadt. Er stammte aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Mainz und war schon als junger Mann nach Frankfurt gekommen. Seine Angehörigen waren einfache und fromme Landjuden, die schlammbespritzte Stiefel trugen und alle in einem Raum schliefen – zweifellos zusammen mit den Hühnern! Gewiß, Süßkind war ehrgeizig, und er hatte sich hochgearbeitet. Er war entschlossen, seinen ältesten Sohn, Jonas, auf die medizinische Fakultät zu schicken, und Elias, der jüngere, sollte an der Freiburger Universität Kunstgeschichte studieren. Elias und Edu waren Schulfreunde gewesen, und die meisten Klagebriefe des heimwehkranken jungen Lehrlings in Amerika waren an Elias gerichtet.

Hannchen Wertheim war mit ihrem Charme und Esprit wie immer der Mittelpunkt der Runde, die sich an diesem Samstag im Wintergarten versammelt hatte. Es kümmerte sie dabei nicht im geringsten, daß es das Haus ihres Sohnes und nicht ihr eigenes war. Sie beherrschte das Gespräch überall, selbst das der Männer, und hatte schon so manches Ladenmädchen zum Weinen gebracht und zahllose Händler in Angst und Schrecken versetzt. Sie war sehr stolz – stolz, mit einem guten und erfolgreichen Mann verheiratet, stolz, die Mutter von fünf Söhnen, stolz, eine Bürgerin von Frankfurt am Main zu sein. Sie verkündete ihr Urteil über alles, selbst über ihre Söhne, und verhehlte



nie, wer ihr Liebling war oder wer ihr mißfiel. Daß ihre Ehe mit Moritz eine glückliche war, stand außer Zweifel; auch das ließ sie alle wissen. Moritz vergötterte sie und schrieb ihr all das Gute zu, das in der Familie geschah. Wenn irgend etwas danebenging, so geschah es, weil Hannchen dabei nicht ihre Hand im Spiel gehabt hatte. Sie war eine stämmige Frau, gutaussehend, aber nicht schön, einen Kopf größer als ihr Mann, und sie ging an einem Ebenholzstock, den sie eigentlich gar nicht benötigte. Sie war in Bockenheim, damals ein kleiner Ort westlich von Frankfurt, geboren, wo ihre Familie eine kleine Möbelfabrik besaß. Ihr Vater hatte schon als junger Mann die frommen Bräuche aufgegeben, aber Hannchen versäumte es nie, an den hohen Feiertagen in die Synagoge zu gehen oder am Todestag ihrer Eltern eine Spende zu schicken.

Moritz war geborener Frankfurter. Seine Familie war schon im frühen siebzehnten Jahrhundert in der Judengasse der Altstadt ansässig gewesen, und er kannte sich in der Geschichte ihrer Bewohner und der Topographie ihrer alten Behausungen ebenso gut aus wie im Textilgeschäft. Er sagte allen, die es hören wollten, oft und mit großem Vergnügen, daß mehr Juden als Christen ihre Wurzeln bis ins Frankfurt von 1500 zurückverfolgen konnten. Jetzt, da er kurz davorstand, sich zur Ruhe zu setzen, und ein wenig leidend war, ging er den Leuten mit diesem Thema oft auf die Nerven, und viele seiner Bekannten, vor allem die Nichtjuden, fingen an, ihn zu meiden. Obwohl ziemlich klein, war er immer noch eine eindrucksvolle Erscheinung mit seinem großen Kopf mit dem schneeweißen Haar, dem altmodischen Schnurrbart und dem Backenbart. Er war halsstarrig in seiner Abneigung gegen die Preußen, die 1866 als Eroberer in Frankfurt einmarschiert waren, und gerecht mit seinen Söhnen. Jacob stand seinem Herzen am nächsten, schien am meisten dazu geeignet, die geheiligte Tradition von Bildung und Gelehrsamkeit wiederaufleben zu lassen, die in dem hartnäckigen Kampf, aus dem Ghetto in eine führende Stellung in Frankfurts Kaufmannschaft aufzusteigen, verlorengegangen war. Diese Handelswelt war in der Tat bedeutend, denn Frankfurt hatte

eine lange kaufmännische Tradition, auf die Goethe allerdings mit all der Geringschätzung herabgesehen hatte, deren sein Genie fähig war.

Moritz hatte für Jacob einen Treuhandfonds errichtet, für den Fall, daß er eines Tages außerstande sein sollte, sich einen angemessenen Lebensunterhalt zu verdienen. Seine Chancen, einen Ruf an eine Universität zu bekommen, waren zweifellos gering; man mußte immer noch zum Christentum übertreten, um für annehmbar befunden zu werden, und bei Jacobs störrischem Stolz war es höchst unwahrscheinlich, daß er sich zu solch einem Schritt entschließen würde. Seine Brüder hatten keinen Einwand gegen dieses Arrangement erhoben, obgleich sie gegen Jacob äußerst kritisch waren. Vor allem Edu ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihn wegen seiner nachlässigen Art, sich zu kleiden, und seines unregelmäßigen Lebens herunterzuputzen. Aber er konnte nie lange ärgerlich bleiben, denn Jacob war großzügig und gutmütig, und er amüsierte sie mit seinem Talent zur Pantomime.

»Einen unnützen Intellektuellen zum Sohn zu haben verleiht der Familie einen gewissen Cachet«, sagte Moritz an diesem Nachmittag im Salon in einer Wolke von blauem Rauch. Und dann setzte er mit gedämpfter Stimme und erhobenem Zeigefinger hinzu: »Es ist sehr viel besser, als ein schwarzes Schaf zu haben, einen Homosexuellen oder einen Dieb, den man in die Tropen schicken muß. Wie ihr euch vielleicht erinnert, erwähnt sogar die *Haggadah* den ›schlechten‹ Sohn. Es gibt ihn in zahlreichen angesehenen jüdischen Familien.«

In diesem Augenblick öffnete sich wie auf ein Stichwort die Tür, und Gottfried trat ein. Er trug eine Blume im Knopfloch und strömte einen starken Geruch von Haarwasser aus.

»Puh!« Edu schnitt eine Grimasse.

»Wir haben gerade über dich gesprochen«, sagte Jacob, dem strengen Blick seines Vaters ausweichend.

»Sicher nicht sehr freundlich«, erwiderte Gottfried. »Verzeih, daß ich zu spät komme«, sagte er, an Nathan gewandt, »aber der Friseur hat mich warten lassen. Er sagte, es sei nicht

seine Schuld, er habe den französischen Kulturattaché rasieren müssen. Habe ich viele von Edus Geschichten über Amerika versäumt?»

»Er beklagt sich über New Yorks Elendsviertel«, sagte Siegmund, »und glaubt, die Neger könnten unruhig werden.«

»Ich würde lieber etwas über die besseren Leute hören«, bemerkte Gottfried, sich an Edu wendend. »Hast du denn keinen Kuhn oder Loeb kennengelernt?»

Edu errötete zornig.

»Laß den armen Jungen in Ruhe«, sagte Moritz, »und geh deine Mutter begrüßen.«

Als Gottfried hereinkam, sprachen die Frauen gerade über Hannchens Hausmädchen. »Was, sie ist schon *wieder* schwanger?« fragte Pauline ungläubig.

»Ich konnte es auch kaum glauben«, erwiderte Hannchen. »Stell dir vor, zum drittenmal! Gott sei Dank sind die ersten zwei gestorben.«

»Hat sie nicht versucht, es abzutreiben?« fragte Caroline zögernd. Sie hatte immer ein behütetes Leben geführt, und das Wort »abtreiben« machte sie schauern. Es beschwor schreckliche Bilder herauf – von armen Leuten in düsteren Zimmern, in denen es nach Kohl und Desinfektionsmitteln roch. Schmutzige alte Frauen gingen dort mit Stricknadeln ihrer grauenvollen Arbeit nach. Ein Wunder, daß nicht noch mehr ihrer Opfer starben.

»Sie *hat* das erste abgetrieben«, sagte Hannchen, »und ist tagelang nicht zur Arbeit gekommen. Als sie schließlich eintraf, blaß wie der Tod, blutete sie immer noch, und ich mußte Dr. Schlesinger rufen. Zum Glück kam er sofort. Das zweite Baby war eine Frühgeburt und hat nur ein paar Stunden gelebt. Sie hat monatelang darüber gejammert, ohne mir je zu sagen, was wirklich geschehen ist.«

»Ich kann meine Mädchen auch nicht dazu bringen, über ihr Privatleben zu sprechen«, bemerkte Pauline, der noch nie zuvor in den Sinn gekommen war, daß Dienstmädchen ein Privatleben haben könnten.

»Sie glauben, wir wollen uns in ihre Angelegenheiten mischen«, sagte Caroline.

»Wo wir doch nur versuchen, ihnen zu helfen«, mischte sich Gottfried ein, der im Türrahmen gestanden und das Gespräch mitangehört hatte.

»Mach dich nicht über uns lustig«, sagte Hannchen.

»Keine Sorge«, erwiderte Gottfried, »du kannst sicher sein, daß die sogenannten Christen ihre Hausangestellten sehr viel schlechter behandeln als wir.«

Hannchens Schwester Berthe, die so klein und dick war, daß man ihr den Spitznamen Queen Victoria gegeben hatte, betupfte sich den Mund mit einer Leinenserviette – die sie selbst zu Carolines Hochzeit umsäumt und mit Initialen bestickt hatte – und sagte: »Mir scheint, daß wir von nichts anderem als von Dienstboten reden.« Sie war eine alte Jungfer und konnte sich nur stundenweise eine Reinemachefrau leisten.

Es war dunkler geworden im Wintergarten, der Tag ging langsam in Dämmerung über, das Grün des Gartens verblaßte zu einem fahlen Violett; die Kinder waren längst wieder im Kinderzimmer.

»Ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns zu den Männern gesellen«, sagte Caroline, und sie gingen in den Salon.

Gottfried sah auf seine Taschenuhr. »Ich muß gehen«, sagte er. Er schüttelte seinem Vater die Hand und küßte seine Mutter pflichtschuldig auf die Stirn.

»Kannst es nicht erwarten, von uns wegzukommen?« fragte Moritz wie jedesmal, wenn Gottfried davoneilte.

»Ich komme zu spät zu einer Verabredung«, war die stets gleichlautende Antwort.

»Ich weiß nicht, warum er sich die Mühe macht, überhaupt zu erscheinen«, bemerkte Edu, nachdem die Tür hinter seinem Bruder zugeschlagen war.

»Ich war heute in der Buchhandlung«, berichtete Pauline der Gesellschaft im allgemeinen, »und habe entdeckt, daß eine deutsche Übersetzung von *The Picture of Dorian Gray* erschienen ist ...«

»Ich bin überrascht, daß man es genehmigt hat«, sagte Berthe.  
»Natürlich habe ich es in Englisch gelesen«, fuhr Pauline fort, »aber ich habe einen Blick auf die Übersetzung geworfen und fand sie recht gut. Ich kann das Buch sehr empfehlen. Es ist außerordentlich originell.«

»Der Mann ist ins Gefängnis gesperrt worden«, sagte Berthe.

»Worüber redet ihr eigentlich?« fragte Hannchen ein wenig verärgert. Sie sah es nicht gern, wenn ihre Schwester die Unterhaltung beherrschte.

»Er war ein moralisch entarteter Mensch«, erklärte Berthe selbstgerecht.

»Hast du noch andere kulturelle Neuigkeiten für uns?« fragte Moritz Wertheim seine Schwiegertochter Pauline.

»Ich habe gehört, das Städel bemüht sich um Gelder, um einen großen Rembrandt aus einer Wiener Sammlung zu erwerben.«

»Das ist die Chance für dich«, sagte Jacob. »Wenn du dem Städel das Geld gibst, sicherst du dir den Aufstieg in den Olymp der Kultur und gleichzeitig wirst du in die ersten Kreise aufgenommen.«

»Hatten die Schiffs gute Gemälde?« fragte Hannchen, an Edu gewandt.

»An dem Abend, als ich dort war, war es so dunkel, daß ich nicht richtig sehen konnte, was sie an den Wänden hängen hatten«, erwiderte er. »Die Möbel waren gediegen, die Bilder vermutlich auch.«

»Sicherlich hat man doch in Amerika nicht viel Sinn für große Kunstwerke?« bemerkte Jacob ironisch.

»Groß, groß, groß«, schnaubte sein Vater verächtlich. »Edu sagt, sie interessieren sich dort drüben nur für Quantität.«

An den Wänden von Moritz' und Hannchens großem und stattlichem Haus in der Neuen Mainzer Straße hingen zahlreiche Kopien von Gemälden alter Meister, deren Originale man jenseits des Mains in den Sälen des Städel sehen konnte.

»Ich rate dir, zu dem Fonds für den Ankauf von ›Samson und Delila‹ beizusteuern«, sagte Edu.

»Woher weißt du, um welches Bild es geht?« fragte Pauline, gekränkt, daß er über Informationen verfügte, die ihr vorenthalten worden waren.

»Ich habe meine Quellen«, erwiderte er mit einem huldvollen Lächeln.

»Die neuen Arbeiten, die von den Künstlern der Berliner Sezession ausgestellt werden, sollen absolut phantastisch sein«, sagte Pauline rasch und war hoch erfreut zu sehen, daß sie das letzte Wort in der Angelegenheit hatte. Edu nahm sich vor, Elias nach diesen Bildern zu fragen.

Ein letzter goldener Sonnenstrahl, der aus den dunklen Wolken am Horizont hervorbrach, durchflutete das Zimmer. Er glitt über die Glastüren der Vitrine und ließ die silbernen Gegenstände darin einen Augenblick lang aufblitzen. Ehe er hinter der hohen, vom Flieder überwucherten Mauer verschwand, traf sein glühendes Licht auf den Teerosenstrauß, der in einer schlanken Kristallvase auf dem Flügel stand.

Caroline, die allein auf dem Ecksofa saß, empfand diesen Augenblick als »magisch«. Sie ließ sich gern von solch kleinen farbenfrohen Details fesseln. Sie gaben ihr das Gefühl, so etwas wie eine Künstlerin zu sein.

»Die Tage werden länger«, sagte Hannchen und fuhr dann ohne Zusammenhang fort: »Ich lese gerade *Die Buddenbrooks* von Thomas Mann.« Sie seufzte. »Es ist sehr lang, wie Romane eben so sind.«

»Nicht länger als *Krieg und Frieden*«, sagte Jacob, »und auch nicht ganz so gut.«

»Er verrät alle Familiengeheimnisse«, sagte Berthe, stolz, den Roman schon bei seinem ersten Erscheinen vor zwei Jahren gelesen zu haben. »Das Buch hat ganz Lübeck in Aufruhr versetzt.«

»Ich bin Thomas Mann einmal in München begegnet«, sagte Pauline mit Genugtuung, »auf einem Kostümfest.«

Die alte Biedermeieruhr schlug sechs, und Moritz holte seine Taschenuhr heraus, um sich zu vergewissern, daß die beiden Zeitmesser übereinstimmten. Siegmund und Jacob gähnten, fast unisono. Es blieb noch viel Zeit bis zum Abendessen, und ein

paar Minuten lang schwiegen alle, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Hannchen dachte an die ruhigen, friedlichen Sabbatnachmittage in ihrem Elternhaus. Sie hatte nie wieder dergleichen erlebt. Jetzt gab es Sorgen und Ablenkungen, verborgene Strömungen von Bitterkeit. Ihre Gedanken schweiften nie weit vom Thema Gottfried ab – er würde bestimmt in Schwierigkeiten geraten. Sie erinnerte sich an den ersten Zwischenfall, der ihre Befürchtungen hinsichtlich seines Charakters bestätigt hatte. Er hatte eine Goldmünze aus dem Portemonnaie des Kindermädchens gestohlen. Moritz hatte ihn natürlich bestraft. Er hatte ihm eine gehörige Tracht Prügel verabreicht und ihm befohlen, die Münze zurückzugeben und sich zu entschuldigen. Gottfried tat das widerwillig, denn er wußte genau, daß man ihm nicht verzeihen würde. Kinder aus gutem Hause bestehlen einfach keine Dienstboten.

Es war plötzlich dunkel geworden; Hannchen konnte in den Ecken des Zimmers nichts mehr erkennen. Vielleicht irrte sie sich, und alles würde gut ausgehen. Sie zog es vor, unangenehme Gedanken zu verscheuchen. Es war besser, an erfreuliche Dinge zu denken. Wo sollten sie zum Beispiel ihre Sommerferien verbringen? Es gab so viele hübsche Orte, die Welt wurde mit jedem Tag leichter zugänglich.

»Macht doch um Himmels willen Licht!« sagte Moritz, und dann fingen sie alle langsam an, sich zu verabschieden.

GOTTFRIED WAR FROH, daß er sich so früh aus dem Staub gemacht hatte. Der Abend war schön, die Luft mild – wenn nur seine eigenen Gefühle der Jahreszeit entsprochen hätten! Er war zornig, ohne zu wissen, warum. Die friedliche Atmosphäre der Stadt störte ihn. Er fand sie erstickend, selbstzufrieden, eine Stadt voll bourgeoisen Tugend – und Laster. Kein Wunder, daß seine Familie sie liebte! Den ganzen Nachmittag hatte er sich ihre Loblieder anhören müssen, die gut zu Edus abschätzigen Bemerkungen über New York paßten. Wie lächerlich froh sein Bruder war, wieder »zu Hause« zu sein. Warum hatte man statt dessen nicht ihn

geschickt? Er hätte Amerika im Sturm erobert, hätte es mit seinen eigenen Waffen geschlagen. Edu hatte nicht den Charakter, den man brauchte, um in jenem Land der unbegrenzten Möglichkeiten erfolgreich zu sein. Man mußte ein Spieler sein – dessen war Gottfried sicher –, um New York zu erobern. Nur ein Dummkopf konnte glauben, daß die Zukunft *hier* lag.

Er ging schnell durch die zunehmende Dunkelheit, ohne auf den Weg zu achten, den er gut kannte. Deshalb bemerkte er die zwei Männer nicht, die sich ihm auf dem Bürgersteig näherten, bis sie plötzlich unmittelbar vor ihm auftauchten. Er sah sie zu spät und stieß mit dem kleineren der beiden zusammen. »Verzeihung«, sagte Gottfried, aber sie versperrten ihm den Weg, und er mußte sie ansehen. Natürlich waren sie betrunken. Sie standen in der Nähe einer Straßenlaterne, die gerade angegangen war. »Saujud!« sagte der größere, und der andere wiederholte: »Saujud!«

»Was?« sagte Gottfried gedehnt. Er war auf die feindselige Haltung der Männer nicht vorbereitet. Sie hoben die Fäuste – zwei ehrbare Bürger mit steifen Filzhüten und gutgeschnittenen Anzügen, die Augen glasig vom Alkohol. »Du hast uns genau verstanden«, sagte der kleinere, und da lief Gottfried los. Er machte sich einfach davon und rannte den Rest des Weges nach Hause – wie ein kleiner Junge, der sich vor Angst in die Hosen macht, sagte er sich, als er die Haustür hinter sich schloß. Er schämte sich. In Wirklichkeit war nichts geschehen, man hatte ihm lediglich ein häßliches Wort ins Gesicht geschleudert; so etwas passierte häufig. Ihm war das bisher noch nie widerfahren, aber er wußte, das war bloßer Zufall. Warum schämte er sich so? Er war in Schweiß gebadet, und seine Knie zitterten. Sobald er in seiner Wohnung war, ließ er heißes Wasser in die Wanne laufen. Er schenkte sich einen Cognac ein und saß lange in dem warmen Bad, bemüht, an nichts zu denken.

DIE KUTSCHE holte Moritz und Hannchen pünktlich um halb sieben ab. »Komm«, sagte Hannchen zu Berthe. »*Vite, vite!*« Sie hatte es eilig, nach Hause zu kommen, und ließ ihre Unge-



duld an der kleinen, dicken Frau aus, die sich dafür nur um so länger und umständlicher von der übrigen Familie verabschiedete. Als sie schließlich im Wagen saßen, gab jeder von ihnen Laute der Billigung, des Behagens und der Müdigkeit von sich.

»Wir müssen unbedingt ein Automobil haben«, sagte Hannchen und legte Moritz die Hand aufs Knie, während das Pferd in flottem Tempo durch die Straßen trabte, vorbei an der Oper, am Reiterdenkmal Wilhelms I. und den Trauerbuchen in den Anlagen, dem anmutigen Park im englischen Stil, der einen grünen Gürtel um die Altstadt bildete.

»Vergeßt *mich* nicht!« sagte Berthe, die nur ein paar Ecken weiter nach Norden wohnte und nicht einsehen konnte, weshalb sie nie zuerst abgesetzt wurde.

»Bruno weiß Bescheid«, erwiderte Moritz mit einer Kopfbewegung in Richtung des Kutschers. »Er fährt dich heim, sobald er uns nach Hause gebracht hat. Hast du es denn besonders eilig?«

»Nein, nein«, sagte Berthe, die auf die Gefälligkeiten anderer angewiesen war.

»Mathilde Rothschild hat eins«, sagte Hannchen.

»Ein was?« fragte Moritz.

»Ein Automobil. Du hast selbst gesagt, daß der Tag kommen wird, wo niemand mehr einen Pferdewagen benutzt.«

»Was ich sage und was ich meine, ist nicht immer das gleiche.«

»Es wäre ein schönes Geburtstagsgeschenk«, sagte Hannchen im Flüsterton. Sie wollte nicht, daß Bruno sie hörte.

Das Haus der Wertheims in der Neuen Mainzer Straße stammte aus den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. Sein schlichter, fast strenger klassischer Stil wurde jetzt, da eine eklektischere und prunkhaftere Architektur in Mode gekommen war, als altmodisch angesehen, aber es gefiel Hannchen und Moritz. Es war ein sehr großes Haus. Als sie es 1878 kauften, verkörperte es das Äußerste an Vornehmheit und eine Pracht, die sich Moritz' Großvater, der Galanteriewaren in der Judengasse verkauft hatte, nie für einen seiner Nachkommen hätte vorstellen können.

Sie hatten hier ihre fünf Söhne großgezogen, und Edu wohnte immer noch in einem geschmackvoll »modernen« Appartement im zweiten Stock. (Die anderen Räume waren vor einigen Jahren in dem damals vorherrschenden düsteren und überladenen viktorianischen Stil neu ausgestattet worden.) Der weitläufige Garten hinter dem Haus hatte eine ausgedehnte grüne samtige Rasenfläche, auf der manchmal Krocket gespielt wurde. Der Rasen konnte sich zwar an Größe nicht mit dem der Rothschilds messen, aber der Gärtner schwor, daß er ihm in der Beschaffenheit nicht nachstand.

Moritz fand es töricht, mit den Rothschilds zu wetteifern, aber er ließ Hannchen das Vergnügen – in Grenzen. Er würde ihr vielleicht wirklich das Auto kaufen, dachte er bei sich, falls man Bruno beibringen konnte, es zu fahren.

EDU HATTE SEINE ELTERN nicht nach Hause begleitet; er wollte mit Nathan unter vier Augen sprechen. »Laß uns in deinem Arbeitszimmer einen Cognac trinken«, sagte er.

Siegmond und Pauline, die die Kinder schon lange vor Einbruch der Dunkelheit mit ihrer englischen Gouvernante heimgeschickt hatten, waren gerade im Begriff, sich zu verabschieden. »Pauline braucht viel Ruhe«, sagte Siegmund. »Sie ist nämlich wieder *enceinte*.«

»Zum drittenmal«, murmelte Jacob.

»Nach zwei Mädchen wird es diesmal vielleicht ein Junge.«

»Ich wollte sagen, du hast uns die gute Neuigkeit heute schon zum drittenmal erzählt«, sagte Jacob.

»Eine gute Neuigkeit kann getrost wiederholt werden«, sagte Caroline, der die Wortgeplänkel ihrer Schwäger immer Unbehagen verursachten. Die Atmosphäre in ihrer Familie hatte sich durch große Zurückhaltung ausgezeichnet – zweifellos eine Reaktion auf den Tod ihrer Mutter. Als seine Frau mit achtundvierzig an Brustkrebs starb, hatte sich Benedict Süßkind konsequent bemüht, seine Kinder ohne die Hilfe einer ständigen Haushälterin oder – Gott behüte – einer zweiten Frau zu versorgen. Sie wurden eine eng verbundene Familie, aber es erfor-

derte Geduld und Nachsicht von seiten aller. Benedict ermahnte seine Kinder ständig, freundlich zueinander zu sein und böse Worte und zornige Erwidernngen hinunterzuschlucken.

Die Sippe der Wertheims hatte keinen Grund, sich eine solche Zurückhaltung aufzuerlegen. Von Anfang an standen sie in lebhaftem Wettstreit miteinander und hielten es nur vor Außenstehenden für notwendig, sich würdevoll und einig zu zeigen. Die Jungen wurden angehalten, nicht nach Art der Ostjuden mit den Händen zu reden, und man bemühte sich sehr, ihnen Hochdeutsch beizubringen und jeden Anflug des vulgären Frankfurter Dialekts zu vermeiden. Dabei hatte Moritz jedoch einen schlechten Einfluß, denn alle seine Lieblingswitze und -geschichten mußten im typischen Tonfall der Frankfurter erzählt werden.

Sobald Siegmund und Pauline fort waren, eilte Caroline nach oben, um nach dem Baby und den Zwillingen, Ernst und Andreas, zu sehen. Jacob folgte dicht hinter ihr, denn die dreijährige Emma hatte ihn gebeten, ihr gute Nacht zu sagen. Sie war ein dunkeläugiges kleines Mädchen mit einem hübschen, runden Gesicht, das von Korkenzieherlocken eingerahmt wurde. Der melancholische Gesichtsausdruck, den sie von ihrem Vater geerbt hatte, machte sie, wie Jacob meinte, viel zu ernst für ein Kind ihres Alters.

»Wie geht es meinem kleinen Liebling?« fragte er.

»Ich wußte, daß du kommen würdest«, flüsterte Emma.

Jacob küßte sie.

»Gib meiner Puppe auch einen Kuß«, bat sie, und er tat es.

»Versprichst du mir, daß du morgen früh lächelnd aufstehen wirst?« sagte er.

»Wenn du mir eine Geschichte vorliest.«

»Jetzt?«

Sie nickte.

»Es ist spät.«

»Dann werde ich morgen nicht lächeln.«

Jacob drehte das Licht höher und nahm den Struwelpeter aus dem Regal. »Welche Geschichte soll ich vorlesen?« fragte er.

»Die von Paulinchen, das mit den Streichhölzern gespielt hat und ganz und gar verbrannte?«

Bevor er zu der Stelle kam, wo die zwei Katzen über der Asche des kleinen Mädchens weinen, war Emma fest eingeschlafen.

Als Caroline ins Kinderzimmer schaute, gab Hedwig dem Baby gerade die Flasche. Lene fuchtelte zufrieden mit den kleinen rosa Händchen in der Luft, während sie mit aller Kraft an dem Sauger zog. »Hoffentlich ist ihr nicht kalt«, sagte Caroline und berührte sanft einen der nackten kleinen Füße. Die Kinderfrau warf ihr einen vernichtenden Blick zu. Carolines Brüste schmerzten immer noch, und sie fragte sich zum hundertstenmal, warum sowohl die Ärzte als auch die anderen Frauen ihrer Gesellschaftsklasse es nicht für richtig hielten, daß man sein Kind selbst nährte. Sie spürte, daß sie ebensosehr eine Gefangene ihrer Stellung im Leben war wie diejenigen, die weniger vom Glück begünstigt waren als sie.

Hedwig legte das Baby an ihre Schulter, um es aufstoßen zu lassen, und klopfte ihm sanft den Rücken.

»Sie sieht *wirklich* wie ein Äffchen aus«, murmelte Caroline, während sie zusah, wie das rote, faltige Gesicht mit dem widerspenstigen Haarschopf schläfrig auf die Schulter der Kinderfrau sank.

»Wie bitte?« fragte Hedwig.

»Sie ist ein süßes, dickes Baby«, sagte Caroline.

Die Jungen schliefen fest in ihrem Zimmer: Ernst hielt einen Teddybär umklammert, während Andreas an einem Zipfel seiner Decke nuckelte.

Als Caroline wieder herunterkam, wartete Jacob in der Halle auf sie. »Ich möchte mich verabschieden«, sagte er. »Deine Tochter und ich hatten ein sehr nettes kleines Tête-à-tête.«

»Sie ist immer so blaß«, sagte Caroline, »und obgleich ihr Gesicht rund ist – das hat sie von meiner Familie –, ist sie sehr zart. Ich mache mir Sorgen um sie.«

Caroline fand, daß Jacob der verständnisvollste ihrer Schwäger war. Er war der einzige, der bereit war, die sanfte Seite seines

Charakters zu zeigen. Aber er war auch in mancher Hinsicht der zurückhaltendste; wenn ein gewisser Punkt erreicht war, pflegte er wie ein Geist zu verschwinden.

»Ich muß gehen«, sagte er. »Grüß Nathan und Edu von mir. Sag ihnen, ich weiß, daß sie vertrauliche Dinge besprechen.«

»Wo sind sie?«

»Im Arbeitszimmer.«

Er küßte Caroline leicht auf die Wange und ging hinaus, kam aber nach einer Minute zurück, weil er seinen Hut vergessen hatte.

Caroline ging wieder nach oben in ihr Wohnzimmer, um sich auszuruhen. Sie war müde und wollte nicht über Emma nachdenken. Fräulein Gründlich betreute die Kinder sehr gewissenhaft, und es bestand in Wirklichkeit kein Grund zur Sorge, selbst wenn Emma schlecht aß. Dr. Schlesinger sagte, sie sei eines jener Kinder, die zwar zart, aber auch sehr robust waren. Caroline zog das Kleid aus und legte sich auf die Chaiselongue. Es war dunkel und behaglich im Zimmer; das Fenster stand offen, und sie konnte den Flieder riechen. Eine Mattigkeit überfiel sie, die weit größer war als bloße Erschöpfung. Plötzlich schien ihr, als liebte sie ihre Kinder nicht wirklich, als sei sie im tiefsten Grunde ihres Herzens eine kalte und gefühllose Frau. Jene »magischen« Augenblicke, die sie bewegten und ergriffen, waren selten ein Ausdruck von Liebe – es sei denn jener Liebe, wie Narziß sie empfand, als er im Wasser sein Spiegelbild erblickte. Diese Magie wurde hervorgerufen von der Harmonie lebloser Dinge, von Licht, von Farben, unabhängig von menschlichen Gefühlen. Wäre sie eine echte Künstlerin gewesen, hätte man ihr vielleicht verziehen, daß sie nur darauf reagierte, aber das war sie nicht. Sie hatte etwas Talent, ihr Skizzenbuch war angefüllt mit reizenden kleinen Aquarellen, aber – was hatte das schon zu bedeuten? Sie würde künftig ein wenig angestrenzter arbeiten, sagte sie sich, während Schläfrigkeit ihre Gedanken zu verwirren begann. Sie hatte bereits vergessen, daß sie noch einen Augenblick zuvor ein Gefühl der Leere empfunden hatte.

EDU UND NATHAN saßen einander gegenüber in dem behaglich eingerichteten Arbeitszimmer, das Nathan als Büro diente. Hannchen hatte die Möbel ausgesucht, zu denen unter anderem ein wahrhaft imposanter Schreibtisch gehörte. Die Platte war mit Maroquin eingelegt, und die Schubladen waren mit Messingbeschlägen verziert. Nathan, dessen Anwaltstätigkeit nicht seiner fürstlichen Umgebung entsprach, saß am Schreibtisch und spielte mit einem Brieföffner.

»Du wirkst nervös«, sagte Edu, der mit seinen zwanzig Jahren älter aussah, als er war. Sein Gesicht war, abgesehen von dem säuberlich gestutzten Schnurrbart, glatt rasiert, sein leicht gewelltes Haar sorgfältig gekämmt. Er ähnelte Nathan und auch seinen anderen Brüdern in der geraden, straffen Linie seines Mundes, den leicht herabhängenden Augenlidern und den markant gezeichneten Brauen. Der verschleierte Blick, den ihm die herabhängenden Lider verliehen, ließ ihn in sich gekehrt erscheinen und erweckte bei seinen Gesprächspartnern oft den Eindruck, daß er nicht bei der Sache war, während er in Wirklichkeit jede Einzelheit wahrnahm. Nathan hingegen schien unter den gleichen Lidern wie aus großer und unergründlicher Tiefe hervorzublicken. Er erfaßte weniger die Einzelheiten als vielmehr die Logik dahinter; oft schwieg er lange Zeit, um dann ganz plötzlich eine überraschende gedankliche Verbindung herzustellen. Er besaß weder Edus Eleganz noch Siegmunds Charme, Gottfrieds Eigenwillen oder Jacobs Intelligenz. Es war nicht leicht, ihn zu charakterisieren. Vielleicht lag das daran, daß er der Erstgeborene war, derjenige, über den seine Eltern mehr gewacht hatten als über die anderen.

»Ich bin nicht nervös«, sagte Nathan. »Worüber willst du mit mir sprechen?«

»Wie du weißt, werde ich am Montag mit der Arbeit bei Wertheim und Söhne beginnen – das heißt, offiziell«, erklärte Edu ein wenig hochtrabend. »Inoffiziell mache ich mich dort schon seit einiger Zeit mit den Geschäftsvorgängen vertraut. Ich habe einiges gelernt in New York.«

»Und das willst du hier anwenden?« Nathan überrumpelte

seinen Bruder. Eigentlich hatte Edu die Absicht gehabt, langsamer vorzugehen.

»Ja, natürlich.«

»Warum sagst du das mir? Sprich mit Papa.«

»Ich glaube, es gibt Probleme ...« Nathan schwieg, und so fuhr Edu fort: »Offengestanden, sie betreffen Gottfried.«

»Er ist nachlässig und gedankenlos. Das ist nichts Neues.«

»Er erhält seinen Anteil am Gewinn, also muß er auch das Seine dazu beitragen.«

»Was gedenkst du zu tun?«

»Wir müssen uns reorganisieren – langsam und vorsichtig, aber von Grund auf und umfassend.«

»Ich weiß immer noch nicht, weshalb du zu *mir* gekommen bist. Hast du die Absicht, vor Gericht zu gehen? Willst du juristische Schritte ergreifen?«

»Ich glaube nicht, daß das nötig sein wird – vorläufig.«

»Aber du hast daran gedacht?«

»Ich habe *alles* durchdacht.« Edus Gesichtsausdruck belebte sich und zeigte heftige Gefühle. »Ich habe viele Ideen, und ich möchte, daß du auf meiner Seite bist, wenn es Schwierigkeiten gibt. Papa wird alt, er ist nicht mehr so interessiert, denkt nicht mehr voraus. Man muß die Dinge nicht nur in Gang halten, sondern man muß auch für die Zukunft gerüstet sein.«

Nathan sah seinen Bruder nicht an, aber er lauschte seinen Worten, die stahlhart klangen.

»Ich will erfolgreich sein«, sagte Edu, »und ich habe die Kenntnisse, das Rüstzeug dafür. Ich bin kein Spieler wie Gottfried, ich habe nicht diesen ungestümen Charakter ... aber ich werde das Geschäft zum Blühen bringen wie nie zuvor.«

Nathan war von Edus entschlossenem Ehrgeiz beeindruckt. »Und Siegmund?« fragte er.

»Siegmund ist rechtschaffen und ehrlich, aber unstet. Er interessiert sich für andere Dinge. Paulines Geld wird ihm immer eine gewisse Sicherheit bieten. Er macht seine Arbeit – und macht sie gut –, aber mehr auch nicht. *Ich* bin derjenige, der Papas Nachfolger sein wird. Und ich glaube, er weiß das, ob-

wohl er nie darüber gesprochen hat. Er will ›fair‹ sein, aber warum hat er *mich* nach Amerika geschickt? Weil er weiß, daß ich innerhalb von zehn Jahren Wertheim und Söhne zum größten Unternehmen seiner Art in Frankfurt – vielleicht sogar in Deutschland – machen werde.«

»Und Gottfried ist dir dabei im Weg?«

Edu stand auf und kam zum Schreibtisch. »Gottfried muß aus dem Geschäft ausscheiden«, sagte er ruhig und bestimmt. »Es wird auf die Dauer für alle Beteiligten billiger sein, wenn Papa ihn in eine andere Firma einkauft.«

GOTTFRIED KONNTE DIE ERINNERUNG an die unangenehme Begegnung auf der Straße nicht loswerden. Nachdem er aus der Wanne gestiegen war, schenkte er sich noch einen Cognac ein und legte sich aufs Bett. Er hatte für den Abend eine Karte für *Die Meistersinger* und war zu einem späten Abendessen mit Nellie verabredet, einem Mädchen aus dem Chor. Ihr Bild, auf dem sie für eine winzige Rolle in einer Oper kostümiert war, deren Namen er immer wieder vergaß, stand auf einem Tischchen in seinem Schlafzimmer. Er hatte seiner Mutter nicht erlaubt, seine Wohnung einzurichten; sie war nur einmal dagewesen, um sie zu begutachten, und hatte ihren byzantinischen Einschlag beanstandet. Vom Bett aus konnte er Nellies Bild sehen, und es half ihm, seine Gedanken auf den vor ihm liegenden Abend zu lenken.

Gottfried hatte sie zum erstenmal an einem Wintertag gesehen, auf der Fußgängerbrücke, die über den Main von Frankfurt nach Sachsenhausen führt. Sie war wie ein kleines Mädchen gekleidet, die Hände in einem Muff aus weißem Kaninchenfell und eine dazu passende Kappe auf den blonden Locken. Es gab buchstäblich Hunderte von Mädchen wie sie in der Stadt, aber Gottfried erkannte ihr Gesicht, als er sie eine Woche später auf dem Weihnachtsmarkt vor dem Römer zum zweitenmal sah. Er lächelte ihr zu, und sie blickte rasch fort. Das dritte Mal sah er sie an einem kalten windigen Tag auf dem Opernplatz. Diesmal folgte er ihr und beobachtete, wie sie durch den Bühneneingang



die Oper betrat. Mittlerweile war er entschlossen, sie kennenzulernen. Das war nicht weiter schwer. Ein wohlhabender junger Mann aus guter Familie konnte so etwas mühelos arrangieren. Doch Nellie zeigte kein Interesse; Gottfried nahm an, daß ihre Gleichgültigkeit vorgetäuscht war. Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mädchen in ihrer sozialen Stellung abgeneigt sein könnte, ein Liebesverhältnis mit einem Mann seiner Gesellschaftsschicht anzufangen. Sie traf ihn einmal zum Kaffee und erklärte, daß es in ihrem Leben keinen Platz für eine Liaison gebe – weder mit ihm noch mit jemand anderem. Sie erzählte (und Gottfried war überzeugt, daß sie log), sie sei die einzige Stütze einer verwitweten Mutter (man konnte nur lachen über dieses Klischee) und arbeite hart an ihrer »Karriere«. Gottfried schickte weiter Blumen und Konfekt. Ihre Unnachgiebigkeit reizte ihn. Und Nellie gestattete ihm weiterhin, sie zum Kaffee oder einem Glas Wein einzuladen. Ein- oder zweimal ging sie mit ihm an einem Sonntagmorgen spazieren.

Aber dann geschah eines Tages, was er erwartet hatte. Er traf sie an einem Samstagnachmittag im Zoo. Als sie behauptete, müde zu sein, führte er sie in das Restaurant, von dem aus man einen schönen Blick hatte und das von Touristen und jungen Liebespaaren bevorzugt wurde. Dort angekommen, brach Nellie in Tränen aus und erzählte schluchzend ihre kummervolle Geschichte. Natürlich ging es um einen Schwindler, der falsche Versicherungspolice verkaufte und arme Witwen um ihre kärgliche Pension betrog. Gottfried nahm sich nicht die Mühe, sehr aufmerksam zuzuhören, sondern sagte lediglich: »Wieviel brauchen Sie?« Als Nellie beteuerte, daß er sie mißverstehe, daß sie nur ein kleines Darlehen haben wolle, küßte er ihr die Hand, sagte ihr, sie sei bezaubernd, und steckte hundert Mark in ihre Handtasche mit der Bitte, kein Wort mehr darüber zu verlieren.

Das war vor drei Wochen gewesen, und Gottfried freute sich darauf, die Früchte dieser Transaktion zu ernten – vielleicht sogar an diesem Abend. Er wollte nicht allzu direkt sein und hatte sie nicht gedrängt, aber er hatte sie zum Abendessen in einige der besten Restaurants von Frankfurt geführt und ins Theater

eingeladen. Jedesmal, wenn sie eine Auster aß oder Champagner trank, wußte sie, daß sie dafür würde bezahlen müssen; jede Rose, jede Erdbeere, in Sahne getunkt, war ein Anerkenntnis ihrer Schuld; und jedesmal, wenn sich ihre Zunge zwischen ihren Lippen zeigte, um einen Klumpen italienisches Eis von ihrem Löffel zu lecken, wuchs Gottfrieds Verlangen nach ihr.

Auf seinem Bett liegend, betrachtete Gottfried seinen nackten Körper. Er überlegte – sehr sorgfältig –, was er anziehen würde. Er hatte die betrunkenen Männer vergessen, dachte nur noch an Nellie und den Abend, der vor ihm lag.

SIEGMUND UND PAULINE waren zu einem Diner bei den Seligmanns eingeladen. Sie liebten beide die Vorbereitungen für einen Abend in glanzvoller Gesellschaft und ließen sich genügend Zeit zum Anziehen, um entspannt und in bester Form zu sein, wenn sie schließlich ihr bescheidenes Haus für die kurze Wagenfahrt zu einer der vielen eleganten Villen im Frankfurter Westen verließen. Die Villa der Seligmanns gehörte zu den imposantesten. Im Jahr 1870 erbaut, hatte sie drei Stockwerke und ein voll ausgebautes Souterrain mit Bar und Dienstbotenräumen. Jedes der Zimmer im Erdgeschoß war in einem anderen Stil eingerichtet, vom Musiksalon in Louis-quinze bis zum Esszimmer im Stil der Florentiner Hochrenaissance; es gab sogar einen Wintergarten mit pompejanischen Fresken – alles in allem ein »Palast«, wie Pauline zu sagen pflegte. Die *pièce de résistance* (und eine ständige Quelle der Belustigung für die respektlosen Wertheim-Söhne) war eine Kuppel über dem großen Treppenhaus, die in prächtigen Farben mit der Gestalt der »Liberty« bemalt war. »Sie bewacht ihre Investitionen«, hatte Siegmund trocken bemerkt, als er die Dame zum erstenmal sah.

Aber so sehr sich Pauline auch über solche Angeberei mokieren mochte, sehnte sie sich doch danach, selbst einen solchen »Palast« zu besitzen und ein großes Haus zu führen.

Carolines Widerstreben, an dem lebhaften gesellschaftlichen Treiben teilzunehmen, war ihr unverständlich. Sie konnte sich die qualvolle Angst nicht vorstellen, von der ihre Schwägerin

jedesmal gepackt wurde, wenn sie unter dem Schutzdach einer luxuriösen, hell erleuchteten Villa aus ihrem Wagen stieg.

Seit sie Nathans Haus verlassen hatten, hatte sie über Caroline nachgedacht, und während das Mädchen jetzt ihr Haar bürstete – einhundert Striche morgens und einhundert abends –, wiederholte sie in Gedanken alle Punkte, die sie an ihr aussetzen hatte, angefangen damit, wie nachgiebig Caroline zugelassen hatte, daß ihre Schwiegermutter den Kauf der Einrichtung für ihr Haus überwachte. Die alte Dame war mit Caroline einfach zu A. Bembé gegangen (zugegeben, es war das beste Geschäft) und hatte in Bausch und Bogen die Möbel für acht Zimmer bestellt. Ebenso schien Caroline auch ihre Kleider alle auf einmal zu kaufen und war immer ein wenig hinter der augenblicklichen Mode zurück, als müsse sie sich erst vergewissern, wie dieser Stil an allen anderen Frauen der Stadt aussah, ehe sie es wagte, ihn selbst auszuprobieren. Und wenn ihr dann etwas gefiel, trug sie es viel zu lange.

Siegmund kam ins Schlafzimmer, als das Mädchen gerade mit dem letzten Bürstenstrich fertig war. Er stellte sich hinter seine Frau und band sich die Frackschleife vor ihrem Spiegel. Das Mädchen trat zurück und beobachtete das Paar mit stumpfen, leicht vorstehenden Augen.

»Wird heute abend wieder Musik geboten?« fragte Pauline.

»So wie immer«, erwiderte Siegmund. »Ich hoffe nur, es ist nicht irgend so ein musikalisches Wunderkind.«

»Hoffentlich haben sie den Flügel stimmen lassen«, sagte Pauline. »Weißt du noch, wie verstimmt er letztesmal war?«

Siegmund hob ihr Haar und küßte sie auf den Nacken. Sie spürte, wie ein wollüstiger Schauer durch ihren Körper lief.

Er war in ihren Augen immer der bestaussehende der Wertheimschen Jungen gewesen. Sie erinnerte sich, wie sie ihn als dreizehnjährigen Buben auf dem Schulweg an ihrem Haus hatte vorbeikommen sehen. Schon damals hatte sie ein Auge auf ihn geworfen, und er wußte es. Ihre Liebe war von Anfang an stark sinnlich betont gewesen, und sie hatten trotz Moritz' Murren jung geheiratet.

»In einer Viertelstunde bin ich fertig«, sagte sie. Wie sehr sie sich auf die Vergnügungen des Abends freute!

JACOB HAUSTE in einer großen, unordentlichen Wohnung in der Fahrgasse, in einem Haus, das aus dem frühen achtzehnten Jahrhundert stammte. Wie viele der Häuser in der Altstadt war es nicht mehr in bestem Zustand, und es wohnten dort auch nicht die besten Leute. Hannchen ging nie dorthin, aber Moritz, der gern den Spuren seiner Vergangenheit folgte, stieg hin und wieder keuchend die drei Treppen hinauf, um sich mit seinem Sohn zu unterhalten.

Jacob hatte eine Haushälterin namens Gerda, die zugleich seine Geliebte war, und das war wohl der Hauptgrund, weshalb Hannchen keinen Fuß über seine Schwelle setzte. Die Beziehung war nicht gerade skandalös, aber sie erregte hier und dort Anstoß, so diskret sich Jacob auch verhielt – und er war von Natur aus diskret. Er brachte Gerda nie zu öffentlichen Veranstaltungen mit, und er hatte sie nie irgendeinem Mitglied seiner Familie vorgestellt. In mancher Hinsicht, sagte er sich oft schuldbewußt, war es, als ob sie nichts weiter als ein Möbelstück wäre.

Gerda war noch nicht zwanzig. Sie hatte einen Sprachfehler, der ihr viel Kummer bereitete und sie überaus schüchtern und beinahe stumm machte. Sie sprach mit fast niemandem außer Jacob, der gütig und sanft zu ihr war. Man hatte sie für einfältig gehalten, aber es war nur ihre Unfähigkeit, deutlich zu sprechen, ihr verzweifeltes Suchen nach passenden Worten, was die Leute in ihrem kleinen hessischen Heimatdorf veranlaßt hatte, sie als Kretin zu betrachten. Jacob hatte sie lesen und schreiben gelehrt, und es machte ihr Freude, ihre drolligen und manchmal verdrehten Eindrücke von Frankfurts Straßenleben niederzuschreiben.

Sie war vom Land gekommen, um Arbeit zu suchen, aber das Stellenvermittlungsbüro weigerte sich wegen ihres Sprachfehlers, sie zu vermitteln. Schließlich landete sie als Wäscherin in einem dampfigen Keller, wo sie von früh bis spät auf einem kalten Steinfußboden stehend arbeitete. Eines Tages, als sie bei einer von Jacobs Nachbarinnen, die für ihren Geiz bekannt war,

Hemden abgeliefert und die Frau unter irgendeinem Vorwand die Bezahlung verweigert hatte, traf Jacob sie weinend auf seiner Türschwelle an. Mit viel Geduld gelang es ihm, sie zum Sprechen zu bringen und zu erfahren, was geschehen war, und daraufhin ging er wütend zu der Frau und forderte von ihr das Geld der Wäscherin. Gerda war ihm dankbar und erbot sich, seine Wäsche zu waschen, aber Jacob gestand ein wenig verlegen, daß er sie ins Haus seiner Mutter brachte. Er fragte sie jedoch, ob sie bereit wäre, seinen Haushalt zu besorgen. In einer plötzlichen Anwendung von Mitleid bot er ihr viel zuviel Geld, und sie nahm seinen Vorschlag sofort an.

Jacob ahnte nicht, daß ihre Beziehung jemals vertrauter werden würde. Es lag in seiner Natur, die Dinge leichtzunehmen, und er gab nie zu – nicht einmal vor sich selbst –, wie sehr er sie liebte. Als sie in sein Leben kam, hatte er gerade ein sechsjähriges Studium der Geschichte und Philosophie in Göttingen beendet; jetzt schrieb er eine Dissertation über Immanuel Kant, lernte privat bei einem ständig verschnupften alten Rabbiner Hebräisch und las mit einem emeritierten Professor der klassischen Philologie griechische Texte. Trotz dieser ernsthaften Arbeiten wurde er von seinen Freunden als Clown angesehen, denn er konnte beinahe alles darstellen, von einem Floh bis zum Kaiser. Sein Gesicht, unschön nach den Maßstäben seiner Familie, war ausdrucksvoll, aber auch er fand sich nur für Komik geeignet.

Rückblickend erkannte Jacob, daß die Beziehung (wie alle Dinge dieser Art) wahrscheinlich bereits in dem Augenblick besiegelt worden war, als er vor seiner Wohnungstür stehen blieb, um dem Mädchen zu helfen. Nachdem er sie einmal in sein Leben aufgenommen hatte, paßte sie sich mit ungewöhnlichem Feingefühl seinen Gewohnheiten an.

Sie wurden lange Zeit nicht intim. Beide waren schüchtern und fürchteten, zurückgewiesen zu werden. Als Jacob sie schließlich in sein Bett nahm, geschah es ohne Vorbedacht. Er hatte am Schreibtisch an seiner Dissertation gearbeitet, während Gerda in einem Lehnstuhl saß und nähte. Als Jacob von seiner Arbeit aufblickte, um ihr etwas zu sagen, bemerkte er,

daß sie eingeschlafen war. Er stand auf, um sie ins Bett zu schicken, und als er sich über sie beugte, legte sie wie ein kleines Kind die Arme um seinen Hals. Erst als sie die Augen öffnete, merkte sie, daß er es war. Aber die zärtliche Berührung hatte stattgefunden, und sie reagierten beide darauf.

JACOB WIRKTE nachdenklich und ein wenig verdrießlich, als er an diesem Samstagabend nach Hause kam. Gerda hatte schon des öfteren bemerkt, daß er häufig nervös war, wenn er seine Verwandten besucht hatte, aber sie sprach nie mit ihm darüber. Seine Familie war für sie ein Buch mit sieben Siegeln; sie hatte keine Vorstellung von seinen Eltern und Brüdern, kannte sie nur von den Bildern, die auf Jacobs Schreibtisch standen; und diese Photographien hätten ebensogut die steinernen Gesichter der Könige an den Portalen von Chartres oder die gemalten Profile von Pharaonen in einem ägyptischen Grab sein können, so wenig sagten sie ihr über ihre Persönlichkeit oder ihr Leben. Moritz, der prinzipiell nur »hereinschneite«, wenn sie ausgegangen war, um Einkäufe zu machen, war für sie kaum realer als die Photographien. Wenn sie sich zufällig auf der Treppe begegneten, wandte sie das Gesicht ab, und er blickte geradeaus.

Gerda hatte noch nie einen Juden gekannt, ehe sie Jacob traf. Sie wußte nicht einmal, daß *er* jüdisch war, bis das Mädchen eines Nachbarn es ihr sagte. Der Gedanke erschreckte sie eine Zeitlang, und manchmal sah sie ihn unvermittelt an, als wolle sie ihn in seinem jüdischen Wesen ertappen, was ihr aber – zu ihrer großen Erleichterung – nie gelang.

Beim Abendessen murmelte Jacob undeutlich vor sich hin, während er darauf wartete, daß Gerda ihm die Speisen servierte. Sie dachte, er rede mit ihr, und fragte: »Was?«

»Es wird Schwierigkeiten geben«, sagte er. »Edu und Gottfried werden früher oder später aneinandergeraten – wahrscheinlich eher früher.«

Gerda brachte ihm eine Schüssel heiße Kohlsuppe. Sie wußte nicht – denn er hatte es ihr nie gesagt –, daß er andere Kost gewohnt war.

»Edu glaubt, alles zu wissen, nur, weil er in Amerika war. Nicht etwa, daß er irgend etwas Interessantes über das Land erzählen kann; man bekommt nur immer wieder zu hören, was er daran auszusetzen hat. Aber wenn man ihn zum Beispiel bittet, die sozialen Verhältnisse zu schildern, versagt er völlig. ›Du hättest Tocqueville lesen sollen«, sagte ich ihm. ›Wer ist das?‹ war alles, was er darauf geantwortet hat. Aber er wollte es nicht *wirklich* wissen.«

Jacob sprach zu Gerda, als ob er zu sich selber spräche. Er tat es schon so lange, daß er nicht einmal mehr merkte, daß sie nur die Hälfte von dem verstand, was er sagte.

»Das war köstlich«, erklärte er, als er mit seiner Suppe fertig war. Die Komplimente, die er Gerda machte, galten ausschließlich ihrer Kochkunst. Alles andere, was er an ihr liebte, faßte er nicht in Worte.

Gerda nahm die leere Schüssel fort und brachte ihm einen Teller mit Kalbswürstchen und gebratenen Zwiebeln. Sie schenkte ihm ein Glas Bier ein und setzte sich mit verschränkten Armen an den Tisch, um ihm beim Essen zuzusehen. Sie aß immer hinterher, allein, und Jacob versuchte nicht, sie von dieser Gewohnheit abzubringen, obwohl sie in seiner Gesellschaft herzlich aß und trank, wenn sie in ein Wirtshaus in Sachsenhausen gingen oder zu Apfelwein und Rippchen nach Kronberg oder Niederhöchstadt im Taunus fuhren.

Nach dem Essen rauchte er eine Zigarre, und während Gerda aß und abwusch, machte er seinen üblichen Spaziergang zum Main hinunter. Er ging den Kai entlang zur Friedberger Anlage, dann am alten Zolltor und dem aufgelassenen jüdischen Friedhof vorbei wieder nach Hause. Er bemerkte, daß die Luft feucht geworden war und Nebel vom Fluß aufstieg. »Wir bekommen Regen«, sagte er zu Gerda. An diesem Abend blieb er lange auf und las Griechisch, während Gerda seine Socken stopfte.

EDU HATTE FÜR SICH und Elias zum Abendessen um acht einen Tisch in einem der besten Restaurants der Stadt reservieren lassen. Er hatte vor, das Geschäft für eine Weile zu vergessen und

sich auf angenehme Gesellschaft und gutes Essen zu konzentrieren. Allmählich lernte er, sich zurechtzufinden. Er ging hin und wieder in die Oper und ins Theater oder mit Siegmund und Pauline in Konzerte – wobei er nicht nur die Musik genoß, denn wenn er mit ihnen ausging, wurde es immer ein anregender, lebhafter Abend. Auch dabei war er darauf bedacht, vielleicht das eine oder andere zu lernen. Erfahrung war der Schlüssel zu allem. Wenn man genügend davon besaß, konnte man jede Situation analysieren, als ob sie ein Schlachtplan wäre, und sie beherrschen. Auf diese Art konnte man allein seines Weges gehen, war die Herde für alle Zeiten los. Auf diese Art war man frei.

Edu lebte sparsam. Er aß so oft wie möglich zu Hause, spielte nie und gab nicht viel Geld für Frauen aus. Er hatte nur wenig Garderobe, aber die Anzüge, die er besaß, waren aus dem besten Material und tadellos gearbeitet.

Mit diesem Abendessen, das er schon einige Wochen im voraus geplant hatte, wollte er seine Rückkehr nach Frankfurt feiern. Und er hatte seinen Freund Elias dazu eingeladen, weil er ihn gern hatte, aber auch – mehr unbewußt –, weil er sich vor ihm brüsten wollte. Elias diente ihm als Folie. Ebenso wie Edu stand er am Beginn seiner Laufbahn, aber im Gegensatz zu ihm interessierte er sich ausschließlich für seine Arbeit. Er wollte nicht zugeben, daß er ehrgeizig war, aber Edu wußte es besser. Es war einer der Gründe, weshalb sie Freunde waren. Außerdem hörte Edu gern zu, wenn Elias von seinen Kursen in Kunstgeschichte erzählte. Edu mochte aus Pflichtgefühl ins Theater und in Konzerte gehen, aber ins Städel ging er mit Staunen und einem Gefühl, das an Liebe grenzte. Gemälde verfehlten nie ihre Wirkung auf ihn, und er beneidete Elias um die vielen Stunden, in denen er Kunstwerke betrachten konnte.

Edu traf etwas zu früh im Restaurant ein. Der Oberkellner kannte ihn nicht, wußte jedoch sofort Bescheid, als er seinen Namen nannte. Edu mußte nicht warten, und der Tisch, zu dem man ihn führte, war gut. Elias kam mit ein paar Minuten Verspätung im Sturmschritt herein; er sah abgehetzt und nervös aus. Sein Schal schlefte hinter ihm her.



»Komm ich zu spät?« fragte er und keuchte dabei besonders heftig, um zu zeigen, wie sehr er sich bemüht hatte, pünktlich zu sein.

»Keineswegs«, sagte Edu, ihm großmütig verzeihend.

Elias war klein und schwächling, aber sein Kopf war groß und sein zerzaustes Haar so dunkel wie seine pechschwarzen Augen. Obwohl er glatt rasiert war, hatte seine Erscheinung etwas Anarchistisches; hin und wieder wurde er unauffällig von Polizeiagenten beobachtet, vor allem, wenn er in eleganten Lokalen aufkreuzte.

Aber Elias bemerkte derlei Dinge nicht. Im Gegensatz zu Edu kümmerte er sich nicht im geringsten um das, was um ihn herum vorging. Er war für gewöhnlich in einem Zustand höchster Erregung über irgendeine geistige Entdeckung.

»Rat mal!« sagte er, sobald er saß.

»Laß uns zuerst die Speisekarte ansehen und die Weine wählen«, sagte Edu. »Dann reden wir.« Er hatte beschlossen, sich nie von dem Verhalten seiner Freunde oder Verwandten in Verlegenheit bringen zu lassen, sondern sich nach besten Kräften zu bemühen, ihr abwegiges Betragen in passendere Bahnen zu lenken.

»Ich habe auf meiner Reise nach Paris einige neue Cézannes gesehen«, sagte Elias. »Er wird immer strenger ...«

»Möchtest du das Lamm«, fragte Edu, »oder die Kalbsbrust?«

»Lamm klingt gut. Du wußtest doch, daß ich in Paris war, oder?«

»Natürlich. Verstehst du etwas von Weinen?« flüsterte Edu.

»Nicht das geringste. Warum fragst du nicht den Oberkellner? Er weiß doch bestimmt Bescheid.«

»Er wird die teuersten empfehlen, wenn er merkt, daß ich mich nicht auskenne.«

»Auf die Art wirst du's lernen. Wenn du diese Dinge für so wichtig hältst – den richtigen Wein und all das –, mußt du dich einfach ein wenig anstrengen, es zu lernen.«

Damit war die Sache für Elias erledigt, und er kehrte zu sei-

nem Lieblingsthema zurück, erzählte Edu von den Monets, die er gesehen hatte – ganz flimmernde Farben –, und den Munchs und van Goghs in Berlin, wo er ebenfalls gewesen war und fast alles bewundert hatte, was er in der Jahresausstellung der Sezession sah.

»Du mußt mir davon erzählen«, sagte Edu, der sich an die beiläufige Bemerkung seiner Schwägerin erinnerte. Er breitete die Serviette auf seinem Schoß aus und bestellte das Essen und die Weine. Der Oberkellner war respektvoll, und Edu hatte das Gefühl, einen guten Eindruck gemacht zu haben. Jetzt konnte er sich entspannen und sich anhören, was Elias ihm zu berichten hatte. Sein Freund konnte kaum aufhören zu reden.

»Es ist großartig, dich wiederzuhaben«, sagte er, während ein Bissen der köstlichen Quenellen in seinem Mund verschwand. »Weißt du«, fuhr er fort, »mir scheint, daß die Kunst von heute sich in verschiedene Richtungen zugleich bewegt ...« Er wischte sich den Mund mit der Serviette ab. Edu bemerkte, daß um Elias' Teller Brotkrümel und Soßenflecke auf dem Tischtuch waren.

»Der Weißwein ist trocken; ich finde ihn gut«, sagte er.

»Früher hat sich der Stil nicht so schnell geändert«, fuhr Elias fort. »Und die Erfindungsgabe hat auch keine so große Rolle gespielt wie heute.«

»Probier das Lamm.«

»Mmm! Rosig und zart«, erklärte Elias. Er spülte es mit einem großen Schluck Rotwein hinunter.

»Der weiße war besser«, sagte Edu.

»Kennst du Meier-Graefe?« fragte Elias plötzlich.

Edu schüttelte den Kopf.

»Er ist ein sehr scharfsichtiger Kritiker. Ich stimme nicht immer mit ihm überein, aber er ist einer der wenigen, die intelligent über die neue Kunst sprechen. Meier-Graefe sagt zum Beispiel, Cézanne habe dem Impressionismus – einer bourgeoisen Kunst, die oberflächlich und spießig sei – den Todesstoß versetzt.«

Er machte eine kleine Pause, um seine Worte wirken zu las-

sen. »Wie die Sozialdemokratie – etwas für jedermann. Aber Cézanne macht damit Schluß. Er wird wie Rembrandt, kompromißlos. Ein Aristokrat, der Paläste verschmäht.«

Edu war nicht ganz sicher, ob er seinen Freund verstand. Er fand theoretische und kritische Untersuchungen nutzlos für sein Bestreben, einen raschen und scharfen Blick zu entwickeln und zu erkennen, was gut war und warum, was von Wert war und was nicht. Er war ein praktisch veranlagter Mensch und schämte sich dessen nicht.

»Ich interessiere mich mehr für Kennerschaft als für Kritik«, sagte er.

»Du kannst das eine nicht ohne das andere haben«, rief Elias, gefährlich weit in seinem Stuhl nach hinten kippend. »Vor allem, wenn es um moderne Malerei geht, die so radikal mit der Vergangenheit bricht und ihre Geheimnisse nicht leicht preisgibt.«

»Ich dachte, dein Spezialgebiet seien frühmittelalterliche Handschriften?«

»Stimmt, stimmt«, sagte Elias, »aber du kannst den Modernen nicht entkommen. Wir sind von ihnen umgeben. Wir leben in einer phantastischen Zeit – sieh dir an, was in Paris, Berlin, München, Wien geschieht ...«

»Du hast mir noch nicht die Sezession erklärt«, sagte Edu. Sie hatten ihre *fraises du bois* beendet und tranken zum Abschluß einen Brandy.

»Werd ich, werd ich –« Elias' Worte schossen meist in abgehackten Wiederholungen heraus –, »aber eh ich's vergesse – hast du noch irgendwelche weiteren Pläne für heute abend gemacht?«

Edu schüttelte den Kopf. Er hatte seine ganze Energie darauf verwandt, dieses Abendessen zu arrangieren.

»Ich frage dich, weil ich hier in Frankfurt einen jungen Maler getroffen habe – so schwer vorstellbar es dir auch erscheinen mag, denn es hat hier seit Courbet keinen bedeutenden Maler mehr gegeben. Wir haben uns lange unterhalten, und er fragte mich, ob ich seine Arbeiten sehen möchte. Ich habe keine

Ahnung, wie sie sind, aber wir hatten ein hochinteressantes Gespräch, und ich sagte ihm, ich würde vielleicht heute abend noch bei ihm vorbeischaun. Hättest du Lust mitzukommen?»

Edu, der bei allem, was er sich vornahm, Zeit zum Nachdenken brauchte, fühlte sich von dieser unvorhergesehenen Einladung überrumpelt. »Ich kenne überhaupt keine Maler«, sagte er. »Der einzige, dem ich je begegnet bin, war dieser Mann, der Papas Porträt gemalt hat, und er kam mir wie ein regelrechter Geschäftsmann vor.«

»Franz Bleicher wird dir nicht wie ein Geschäftsmann vorkommen, das kann ich dir versichern. Er ist durch und durch Bohemien. Aber er versteht wirklich viel von Malerei.«

»Ich weiß nicht recht ...«

»Sei nicht so ängstlich«, rief Elias. »Komm und sieh dir an, wie die andre Hälfte lebt.«

»Ist er sehr arm?«

»Was hat das zu sagen?«

»Es macht die Sache peinlich.«

»Unsinn! Du mußt dir darüber klar sein, Edu, daß nicht jeder deine privilegierte Stellung mit Neid betrachtet. Franz ist ganz zufrieden mit seinem Leben. Ein armer Künstler will kein reicher Kaufmann sein. Er träumt davon, ein erfolgreicher Künstler zu werden. Wenn er jemanden mit etwas Geld kennenlernt, sieht er in ihm nur einen möglichen Mäzen.«

Edu fragte sich, warum er den Besuch nicht selbst unter diesem Aspekt gesehen hatte. Ein Kunstwerk direkt vom Künstler zu kaufen – was für eine wundervolle Idee! Nicht nur, daß es billiger sein würde als über einen Händler, vielleicht würde er auch das Glück haben, jemanden zu entdecken! Er erinnerte sich an die zahllosen Geschichten von heute weltberühmten Malern, die Meisterwerke für den Preis eines Stück Brots und einer Flasche Wein weggegeben hatten.

Edu bat um die Rechnung, prüfte sie sorgfältig, bezahlte und fügte ein reichliches Trinkgeld hinzu. Der Kellner verbeugte sich tief, und der Oberkellner sagte: »Gute Nacht, Herr Wertheim«, als sie gingen. Edu war sicher, daß man sich das nächste-

mal, wenn er kam, an ihn erinnern würde. Elias, unbekümmert wie immer, bot ihm nicht an, seinen Teil zu bezahlen. Edu spielte zwar gerne den großzügigen Gastgeber, aber er war auch ein wenig verärgert über die Selbstverständlichkeit, mit der Elias sich von ihm einladen ließ.

»Sollen wir eine Droschke nehmen?« fragte Edu.

»Die brauchen immer so lange, bis sie in der Altstadt eine Adresse finden«, sagte Elias. »Laß uns zu Fuß gehn.«

»Wo, um alles in der Welt, wohnt denn dein Maler?« fragte Edu, wieder mißtrauisch und von Zweifeln geplagt.

»In der Nähe der alten Judengasse, wo eine Menge alter Gebäude – sogar einige historische, wie ich gehört habe – abgerissen werden, um die Braubachstraße zu verlängern.«

»Warum wohnt er ausgerechnet da? Die meisten dieser Häuser sind für unbewohnbar erklärt worden.«

»Genau«, sagte Elias. »Er zahlt wahrscheinlich keine Miete, oder wenn, dann nur eine winzige Summe.«

Sie gingen eine Weile schweigend durch den nebligen Abend. Die Dächer der alten Häuser schienen sich über ihren Köpfen an manchen Stellen zu berühren; der Himmel war nicht zu sehen, nur ab und zu als blasser Schimmer, sooft sie einen der vielen kleinen Plätze überquerten.

»Ich danke dir für das Abendessen«, sagte Elias plötzlich.

»Nichts zu danken«, erwiderte Edu.

FRANZ BLEICHER WOHNTE im obersten Stock eines Hauses, das bereits halb verlassen war. In fast allen Stockwerken waren die Fenster herausgeschlagen; in einigen Wohnungen, deren Türen lose in den Angeln hingen, bewegte die feuchte Luft zerfetzte Tapeten. Edu schauderte in der kühlen Abendluft. Elias lief, zwei Stufen auf einmal, die Treppe hinauf und klopfte energisch an die Tür des Malers.

Bleicher machte auf, ohne vorher zu fragen, wer da war, ein Verhalten, das Edu angesichts der Art und des Zustands des Hauses töricht vertrauensvoll erschien. Als er das höhlenartige, mit Kerzen beleuchtete Atelier betrat, wäre er um ein Haar über

eine morsche Diele gestolpert. Das Glas in dem riesigen Dachfenster klirrte bei jedem Windstoß, jedem Schritt. Der Maler selbst war ein grobschlächtiger Mann mit vorstehendem Bauch und plumpen, schmutzigen Händen. Er trug eine Cordhose und einen dicken Pullover und roch nach Farbe, Schweiß und Wein. In seinem Mund war eine dunkle Lücke – zwei Zähne fehlten –, aber seine undeutliche Redeweise schien eher vom Wein zu kommen.

Elias und Bleicher begannen sofort, angeregt und mit lebhaften Gesten über einen Maler zu sprechen, dessen Namen Edu nicht verstehen konnte. Es war eine Unterhaltung, die ihm nichts sagte, da er sich unter den Werken, von denen sie sprachen, nichts vorstellen konnte. Er saß auf dem harten Stuhl, auf den er verwiesen worden war, als warte er auf irgend etwas Unangenehmes, einen Verweis in der Schule oder eine schmerzhaftes Prozedur beim Zahnarzt. Ein- oder zweimal versuchte er zu sehen, ob es irgendwo Bilder an den Wänden oder auf einer Staffelei gab, aber in der Dunkelheit des Dachbodens war nichts zu erkennen.

»Sie mögen also Malerei, hm?« fragte Franz Bleicher ihn abrupt.

»Nun ja«, sagte Edu, »als Freund von Elias habe ich keine andere Wahl.« Die Antwort kam ihm nichtssagend und albern vor. Es war nicht das, was er gesagt haben würde, wenn er mit mehr Überlegung gesprochen hätte. Aber er war wütend auf Elias, weil er ihn hierhergebracht hatte, und er ließ die Worte hervorsprudeln, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen. Diese Art zu reden hatte er sich in Amerika angewöhnt, wo leeres Geschwätz an der Tagesordnung war.

»Haben Sie jemals etwas von einem lebenden Künstler gekauft, oder haben Sie nicht den Mut dazu?«

»Nein«, sagte Edu, »und ich werde es auch nicht tun, bevor ich nicht mehr davon verstehe.«

»Haben Sie kein Vertrauen zu Ihrem Freund? Er hat Sie hierhergebracht.«

»Er hat nicht gesagt, daß er Ihre Arbeiten gesehen hätte, sondern nur, daß Sie gut reden können.«

»Dem werden wir abhelfen«, rief der Maler, sprang von der Kiste, auf der er gegessen hatte, und lief zum anderen Ende des Dachbodens, wo anscheinend etliche große Bilder an der Wand lehnten.

»Er ist betrunken«, entschuldigte Elias ihn flüsternd.

Edu behielt den Maler im Auge, der mit den übertriebenen Bewegungen eines Possenreißers herumhantierte, obwohl er mit den Gemälden zart und behutsam umging. Edu sah, daß im Gegensatz zu dem völlig chaotischen Teil des Ateliers, wo Bleicher Besucher empfing – und auch trank und aß und kochte –, der Teil, wo er zu arbeiten schien, sauber und ordentlich war. Die Pinsel standen in schlichten, hübschen Gläsern, die große Palette war saubergewischt, und die Farbtuben waren wie Zinnsoldaten auf einem alten Eichentisch aufgereiht. Edu fühlte sich fremd. Regen begann aufs Dach zu prasseln. Zu seinen Füßen bildete sich eine kleine Pfütze.

Die Bilder gefielen ihm nicht. Er hatte gehofft, daß sie ihm gefallen würden, aber sie waren wie ihr Schöpfer, beunruhigend und roh. Sie zeigten tanzende Figuren, Stilleben mit blutigen Früchten, apokalyptische Reiter. Die Ölfarbe war dick aufgetragen, die Farben waren kräftig.

»Sie gefallen Ihnen nicht!« krächte Bleicher triumphierend.

»Nein«, sagte Edu ebenso unverblümt, obwohl er nach Worten gesucht hatte, die seine Meinung diplomatischer zum Ausdruck bringen sollten.

»Vielleicht solltest du dir noch mehr ansehen«, schlug Elias vor, »ehe du ein voreiliges Urteil fällst.«

»Er war es, der mir die Worte in den Mund gelegt hat«, erwiderte Edu.

»Es stand in Ihrem Gesicht geschrieben«, sagte der Maler. »Ich kann es immer erkennen. Selbst im Dunkeln. Sie werde ich *nicht* fragen, was Sie denken«, sagte er zu Elias und drehte die Bilder wieder zur Wand.

Elias versuchte, Bleicher abermals in eine Unterhaltung zu ziehen, ihn mit technischen Fragen über seine Arbeit zum Reden zu bringen. Aber der Maler reagierte nicht. Er saß auf seiner

Kiste, sah auf seine breiten Hände und pulte an den schwarzen Fingernägeln. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu gehen.

Die beiden jungen Männer gingen wortlos die Treppe hinunter. Die Straße war voller schmutziger Pfützen. Es war offensichtlich, daß sie keine Droschke finden würden; Edus Anzug würde mit Schlamm bespritzt werden; sie würden sich erkälten.

»Sag nichts«, sagte Elias.

»Ich kann nicht glauben ...«

»Bitte sei still. Ich will deine Meinung nicht hören.«

»Es hat dort drinnen gestunken, der Mann war betrunken, seine Bilder waren grauenvoll, und er hat mich verachtet und beleidigt – aber du willst meine Meinung nicht hören! Erwartest du, daß ich mich entschuldige, weil ich mich wasche und gute Manieren habe?«

Sie gingen rasch durch den Regen, und keiner von beiden sprach ein weiteres Wort. Am Goetheplatz, wo sie sich für gewöhnlich trennten, standen sie eine Minute lang da und wußten nicht, was sie sagen sollten. Sie waren jetzt eher verlegen als zornig, und wären ihre Füße nicht so naß gewesen, hätten sie sich vielleicht umarmt und einander zugelächelt.

»Adieu, bis dann«, sagte Elias, während er sich abwandte, um dem Fiasko des Abends zu entkommen. »Nächstesmal lad *ich* dich ein.«

»Wann wird das sein?« rief Edu, aber es kam keine Antwort, nur das Geräusch von planschenden Schritten, die über das glänzende Kopfsteinpflaster eilten.

GOTTFRIED HATTE DEN SOHN DER HAUSWIRTIN nach einer Droschke geschickt und den Kutscher ein Dutzend Rosen für Nellie holen lassen. Der Cognac hatte ihn trübsinnig gemacht, und die feuchte Luft verstärkte den Geruch der Stadt nach Ruß und Pferdemit. Die Vorstellung hatte bereits begonnen, als er am Opernhaus eintraf, und so gab er die Blumen am Bühneneingang ab, bezahlte den Kutscher und ging in das hellerleuchtete Foyer. Er spürte in seinem Inneren die Leere heißen Verlangens, und die Musik von Richard Wagner, die er schwach in den



mit Teppichen belegten Gängen des geschmackvoll ausgestatteten Gebäudes vernahm, trug nicht dazu bei, diese Leere zu füllen. Er saß, nervös mit den Fingergelenken knackend, auf einer Plüschbank, da er seine Loge nicht mitten im Akt betreten wollte.

In der Pause sagte er jedem, dem er begegnete, er finde die Aufführung langweilig, schwunglos. Da Nellie ihm nicht gestattete, vor dem letzten Vorhang in die Garderobe zu kommen, mußte er allein durch die Menge wandern und sich liebenswürdig lächelnd vor den Bekannten seiner Familie verneigen, obgleich er sehr wohl wußte, daß jeder, den er grüßte, hinter seinem Rücken über ihn tuscheln würde.

Als die Oper zu Ende war, hatte es zu regnen begonnen. Gottfried wartete im Flur des Bühneneingangs auf Nellie. Er war dort nicht der einzige; er war von einer ganzen Schar gutgekleideter Männer mit Blumensträußen in der Hand umgeben. Da er vermeiden wollte, die Aufmerksamkeit von irgend jemandem auf sich zu ziehen, blickte er, ein verächtliches Lächeln um die Lippen, starr auf die Uhr über der Pfortnerloge. Nellie brauchte lange zum Umziehen und erschien immer als letzte der Chorsängerinnen.

»Haben Sie die Blumen bekommen?« fragte Gottfried, als sie mit leeren Händen aus der Garderobe kam.

»O ja, vielen Dank. Ich habe sie einer Freundin gegeben, deren Schwester im Krankenhaus ist. Es ist Ihnen doch recht?«

Gottfrieds Gesicht verriet seine Enttäuschung.

»Sie waren alt und verwelkt«, sagte sie. »Haben Sie das nicht bemerkt?« Gottfried verfluchte im stillen den Kutscher.

Es war für sie ein Tisch in demselben Restaurant reserviert, wo Edu und Elias ein paar Stunden früher zu Abend gegessen hatten. Gottfried und Nellie aßen üppig und tranken eine beachtliche Menge Wein. Sie sprachen nicht viel, aber wenn sie etwas sagten, waren es Bosheiten. Nellie kritisierte den Chorleiter; Gottfried sagte, er habe die Sänger seelenlos gefunden.

Es war sehr spät, als sie bei Nellies Haus eintrafen. Gottfried schickte den Droschkenkutscher fort. »Tun Sie das nicht«, sagte

Nellie, während das Pferd davontrabte. »Rufen Sie ihn zurück!« bat sie mit eindringlicher Stimme.

»Warum, um Himmels willen?«

»Ich will nicht, daß Sie hierbleiben«, sagte sie, mit den Zähnen klappernd. »Ich bin schrecklich müde.«

Die Droschke war um die Ecke gebogen, und die regennasse Straße war still.

»Lassen Sie mich bleiben«, sagte Gottfried. »Bitte! Ich habe so lange gewartet.«

»Nicht heute nacht.«

Aber Gottfried, entnervt von den Beleidigungen des Nachmittags und der Langeweile des Abends, war der Meinung, daß ihm etwas Vergnügen zustand. »Ich muß dich haben!« sagte er und hielt sie so fest in seinen Armen, daß sie vor Angst zu zittern begann. Er drängte sie gegen die Mauer und küßte sie, nicht liebevoll, sondern zornig. Dann packte er sie bei den Schultern und schüttelte sie. Sie war fast leblos vor Schreck, und das steigerte noch seine Wut. Er schüttelte sie immer fester, bis sie anfang, ihm Widerstand zu leisten, und sich loszureißen versuchte. Es wäre ihr fast gelungen, aber er schoß hinter ihr her, glitt auf den nassen Steinen aus und riß sie im Fallen mit sich zu Boden. Der Sturz verletzte ihn, und er hörte Nellies Schmerzensschrei an seinem Hals. Sie lag jetzt unter ihm, und er glaubte, sie sei im Begriff, ihm nachzugeben, da schrie sie abermals, und er sah einen Augenblick ihre Zähne, als ob sie ihn beißen wollte. Er preßte seinen Mund auf den ihren, um ihn zu schließen, und er schmeckte Blut, kurz ehe er zum Orgasmus kam.

Die Erschütterung seines Ausbruchs ließ ihn schwindlig und in Schweiß gebadet zurück. Plötzlich roch er das Pflaster, das mit Schmutz und Abfällen übersät war. Nellie lag regungslos da. Irgendwo ging ein Licht an, und er hörte, daß ein Fenster geöffnet wurde. Er machte sich eilig davon. Sich dicht an den Mauern der Häuser haltend, hinkte er nach Hause. Als er nicht lange vor dem Morgengrauen in seine Wohnung kam, fiel er erschöpft aufs Bett. Er schlief unruhig, abwechselnd

vom Schüttelfrost und den Schweißausbrüchen eines Fiebers gequält. Sein Kopf dröhnte wie unter Trommelschlägen. In klaren Augenblicken überlegte er sich, daß er im Lauf des Morgens seine Mutter anrufen und ihr sagen mußte, daß er nicht zum Mittagessen kommen könne. An Nellie dachte er überhaupt nicht.

DAS SONNTÄGLICHE MITTAGESSEN mit der ganzen Familie bereitete Hannchen mehr Vergnügen als irgendein anderes Ereignis der Woche. An ihrem Tisch war sie die Königin. Sie konnte die Unterhaltung lenken, ihre Söhne verwöhnen, indem sie ihnen ihre Lieblings Speisen vorsetzte, die Gesichter ihrer Schwiegertöchter auf Anzeichen von angegriffener Gesundheit oder nachlassendem Mut prüfen.

Hannchen plante jedes Mittagessen so sorgfältig, als ob es das erste wäre (oder das letzte, wenn man es so betrachten wollte), und nur die Mahlzeiten zu Weihnachten, Neujahr und Ostern, zum Seder und Rosch Haschana wurden mit noch größerem Aufwand vorbereitet.

Sie führte ein regelrechtes Protokoll über ihre Sonntage. In einem in Leder gebundenen Tagebuch notierte sie, was es zu essen gab, was jeder anhatte, worüber hauptsächlich gesprochen wurde. Sie vermerkte sogar das Wetter. Moritz gab vor, sich über all das zu amüsieren, aber er wäre verletzt, um nicht zu sagen untröstlich gewesen, wenn wegen irgendeines unseligen Ereignisses auch nur eine dieser Zusammenkünfte nicht hätte stattfinden können. Sie wurden nur in den zwei Sommermonaten und während der Winterferien ausgesetzt, wobei diese Daten ebenso streng eingehalten wurden wie der 16. Oktober, der Tag, an dem die Hausbesitzer von Frankfurt die Heizung anstellten und die Frauen und Kinder ihre neuen Wintermäntel und -hüte anlegten.

GOTTFRIED RIEF UM HALB ELF AN und verkündete, wie Hannchen später sagte, »mit Grabesstimme«, daß er krank sei und nicht zum Mittagessen kommen könne. Hannchen fragte, ob er

Dr. Schlesinger brauche oder ob sie ihm eine Terrine mit Bouillon schicken solle; sie sei sicher, daß Bruno sie ihm bringen könne, solange sie noch heiß war. Gottfried lehnte sowohl den Arzt als auch die Suppe ab und sagte, er brauche lediglich Bettruhe und einen Fastentag.

Etwa um die gleiche Zeit erhielt Nathan einen Anruf von der Polizei. Der Beamte, den er flüchtig kannte, sagte ihm – weder so knapp noch so direkt, wie Nathan es gewünscht hätte –, daß eine junge Frau (und er hielt inne, um sehr sorgfältig ihren Namen vorzulesen, der Nathan natürlich nichts sagte), die bewußtlos und mit Prellungen im Hof ihres Mietshauses aufgefunden und von der Polizei ins Krankenhaus gebracht worden sei – daß diese junge Frau behauptete, es sei Gottfried Wertheim gewesen, der sie angegriffen und geschlagen habe, als sie sich seinen Avancen widersetze. Hier seufzte der Beamte tief. Er rufe auf Befehl seines Vorgesetzten an, sagte er, um Nathan darauf hinzuweisen, daß möglicherweise Klage erhoben werde.

Nathan dankte ihm und hängte ein.

Hannchen war noch nicht über Gottfrieds jüngste Missetat unterrichtet worden, aber sie argwöhnte, noch ehe sich die Familie zu Tisch setzte, daß etwas »faul im Staate Dänemark« war, wie sie es später selbst ausdrückte. Ein düsteres Gefühl der Besorgnis ergriff alle Anwesenden.

Jacob versuchte, unterhaltend zu sein. Aber seine Witze kamen nicht an, und schließlich, auf einen vernichtenden Blick seines Vaters hin, versank auch er in finsternes Schweigen. Nur Pauline schien nichts zu merken und schwatzte munter über die Gesellschaft am vorhergehenden Abend bei den Seligmanns.

Es war eine Erleichterung für alle, als der Nachtisch endlich serviert und pflichtschuldig verzehrt worden war.

»Die Mokkacreme ist köstlich«, wagte Caroline zu sagen.

»Zu schade, daß wir sie nicht genießen können«, erwiderte Hannchen.

Bei diesen Worten erhoben sich die Männer wie auf Befehl, baten, sie zu entschuldigen, und gingen ins Herrenzimmer.

»Nun gut«, sagte Moritz, »laß uns hören, was geschehen ist. Alles.«

Nathan wiederholte fast wörtlich, was der Polizist ihm berichtet hatte.

»Hast du schon irgend etwas unternommen?« fragte Moritz.

»Nein«, sagte Nathan. Edu fragte sich, warum Nathan sich immer noch vor seinem Vater zu ducken schien.

»Warum nicht?« warf er ein. Moritz sah ihn ärgerlich an.

»Ich wollte nichts unternehmen, ehe ich mich mit euch allen beraten hatte.«

»Du bist es doch, der Rechtswissenschaft studiert hat«, sagte Siegmund.

»Es ist keine Frage des Rechts. Wir müssen eine endgültige Entscheidung darüber treffen, was mit Gottfried zu geschehen hat. Er scheint wirklich nichts als Dummheiten zu machen.«

»Auch im Geschäft«, warf Edu ein.

»Hast du mit Gottfried gesprochen?« fragte Jacob.

»Er war völlig wirr, sagt Mama.«

»Was sollen wir tun?« fragte Siegmund.

»Sie mit Geld zum Schweigen bringen«, erklärte Moritz.

»Sie hat gewisse Rechte«, murmelte Jacob.

»Was für Rechte?« wollte Moritz wissen.

»Sie mag Rechte haben«, sagte Nathan, »aber solange sie nichts von ihnen weiß ... Die Polizei ist auf unserer Seite.«

»Was ist, wenn sie ihre Stellung verliert?«

»Ich kenne den stellvertretenden Intendanten«, sagte Siegmund.

Es wurde beschlossen, daß Nathan das Mädchen im Krankenhaus besuchen und mit ihr reden sollte. Man einigte sich auf einen Betrag, mit dem er die Verhandlungen beginnen würde. Und es wurde eine Höchstsumme festgesetzt, die er ihr anbieten durfte.

»Und Gottfried?« fragte Jacob.

»Ich will ihn nicht wiedersehen«, sagte Moritz.

»Niemals?« fragte Edu.

»Niemals!« erwiderte Moritz.

Seine vier Söhne erstarrten. Es war, als wäre ein eisiger Hauch durch das Zimmer geweht. Die Stimme des alten Mannes hatte einen schrecklichen, heiseren Klang.

»Aber was wird er machen?« fragte Siegmund.

»Er wird nach Amerika gehen«, sagte Jacob, »wie alle anderen auch.«

»*Genug!*« rief Moritz.

»Wir sprechen ein andermal darüber«, sagte Nathan.

Nellie brauchte, wie sich herausstellte, nur ein paar Tage Ruhe und Erholung. Sie empfing Nathan mit Würde und einem gewissen rührenden Stolz und gab sich mit einer Summe zufrieden, die nicht weit über dem lag, was er ihr zuerst geboten hatte. Nach zwei Wochen sang sie wieder im Chor.

Edus sorgfältige Durchsicht der Bücher bei Wertheim und Söhne brachte einige Unregelmäßigkeiten ans Licht, aber bis Nathan sie überprüft hatte und Moritz davon unterrichtet wurde, war es zu spät, Gottfried danach zu fragen. Er war schon auf dem Weg nach New Orleans, versehen mit einer Summe Geldes und einem Empfehlungsschreiben an einen Frankfurter Herrn an der Baumwollbörse. Er hatte seinen Vater nicht mehr gesehen, aber Jacob und Siegmund waren zu ihm gegangen, um sich von ihm zu verabschieden. Er hatte ihnen gesagt – ein wenig trotzig, wie Jacob meinte –, er sei ebenso froh, fortzugehen, wie seine Familie froh sei, ihn fortgehen zu sehen.

## Zweites Kapitel

1913

MORITZ WERTHEIM STARB eines Nachts im Februar 1913 friedlich im Schlaf. Er wurde in angemessener Form gepriesen und begraben, seine Söhne trugen einen Trauerflor am Ärmel, und seine Witwe kleidete sich in aufwendiges Schwarz. Später war sie der Meinung, es sei ein Glück, daß Moritz den Weltkrieg nicht mehr erlebt habe, aber in diesen ersten Monaten vermißte sie ihn schmerzlich. Sie hatte ihn sehr geliebt.

Bis zur Adventszeit jenes Jahres war die Trauerzeit beinahe vorüber, und die Gedanken der meisten Familienmitglieder, vor allem der Kinder, wandten sich dem bevorstehenden Fest zu. Ganz Frankfurt war auf den Beinen, in den Läden herrschte Hochbetrieb, die Straßen waren festlich beleuchtet, und überall roch es nach Kuchen und Plätzchen.

Auf dem Römerberg war der alljährliche Weihnachtsmarkt in vollem Gang. Der Römer war, wie jedes Kind in der Schule lernte, nicht nur seit 1405 das Rathaus von Frankfurt, sondern dort hatten zwischen 1564 und 1794 die deutschen Kaiser – nach ihrer Krönung im Dom – ihre Feierlichkeiten abgehalten.

Würzig duftende Tannenbäume waren in dichten grünen Reihen aufgeschichtet und warteten auf Käufer. Marktbuden waren vollgestopft mit Süßigkeiten, mit Lebkuchen, Zwetschemännchen und anderen Leckereien, mit bunten Kerzen und hell glänzendem Weihnachtsschmuck, mit geschnitzten, handbemalten Figuren für die Krippe, mit Pfeifen und Blechtrommeln, mit ganzen Regimentern von Spielzeugsoldaten, ihren Kanonen und ihren Feinden in farbenprächtigen Uniformen, die aus jedem Winkel der Erde kamen: aus Indien und der Türkei, aus Rußland und Afrika. An einigen der Buden konnte sich der Besucher ein Glas Punsch, Süßen oder Glühwein genehmigen, um damit die gerösteten Kastanien hinunterzuspülen, die außen verkohlt, innen jedoch gelb, butterweich und süß waren. Die

italienischen Verkäufer, die sie auf ihren tragbaren kleinen Öfen rösteten, trugen weiche Filzhüte und hatten große, dunkle Schnurrbärte und Augen so schwarz wie Kohle. Sie riefen »*Marroni, marroni!*« mit ihren melodischen, südländischen Stimmen, die sich (unvergeßlich) mit den blechernen Tönen der Weihnachtslieder aus einem Dutzend verschiedener Drehorgeln vermischten.

Es hatte in der Woche vor Weihnachten leicht geschneit, und eine dünne Schneeschicht lag auf den schrägen Dächern der Altstadt und verlieh ihr ein angemessen malerisches Aussehen. Die Erwachsenen konnten sich darüber nicht genug freuen und zeigten die schneebedeckten Häuser immer wieder den Kindern, die sich nicht das geringste aus derlei Dingen machten, denn sie hatten nur Augen für die Spielsachen in den Schaufenstern und den Buden vor dem Römer.

Hannchen und Moritz Wertheim hatten seit dem Jahr, in dem Edu geboren wurde, Weihnachten gefeiert. *Alle Welt*, sagten sie sich, feierte Weihnachten, warum sollten sie es nicht tun? Es war ein gutes deutsches Fest, und sie waren gute deutsche Bürger. Seltsamerweise hatte Hannchen dieses Jahr, da Moritz tot und auf dem jüdischen Friedhof in der Rat-Beil-Straße begraben war, gewisse Bedenken hinsichtlich der bevorstehenden Festlichkeiten. Was war, wenn Moritz dort droben im Himmel (wohin er gehörte, dessen war sie gewiß) mit dem jüdischen Gott sprach und Er ihn fragte: »Mosche, Mosche, bitte sage mir, warum hast du all die Jahre Weihnachten gefeiert? Wußtest du nicht, daß damit die Geburt meines *Sohnes* gefeiert werden soll? *Ich habe keinen Sohn!* Oder besser gesagt, ich habe hundert Millionen Söhne – ihr alle seid meine Söhne, die Menschenkinder überall sind meine Söhne und Töchter...« Was würde Moritz Ihm erwidern? Er würde wahrscheinlich sagen: »Jeder dort unten zu Hause tut es«, und Gott würde – mit gutem Recht – fragen: »Was ist *das* für eine Antwort?« Hannchen hatte seit vielen Jahren nicht mehr über die religiöse Bedeutung des Weihnachtsfestes nachgedacht, obwohl ihre Augen feucht wurden, wenn sie auf das süße Baby blickte, das, von Eseln, Kühen



und Schafhirten umgeben, auf seinem Strohlager in einer Krippe lag, oder wenn sie ihre Stimme erhob, um zusammen mit den anderen »Stille Nacht, Heilige Nacht« zu singen.

Natürlich konnte sie ihren Enkeln das Weihnachtsfest nicht nehmen. Vielleicht, sagte sie sich, würden sie in einer Welt aufwachsen, in der all diese Unterschiede vergessen waren, obwohl die Frage, *wer* sie vergessen sollte, ein Problem war, das bisher niemand hatte lösen können. Aber sie würde das ebensowenig tun, wie sie ihnen verbieten würde, sich die religiösen Gemälde im Städel anzusehen – es gab ja ohnehin dort kaum etwas anderes zu sehen –, zumal ihr eigenes Lieblingsbild die van-Eycksche Madonna war, die sie so oft betrachtet hatte, daß sie jetzt ihre Augen schließen und sie in allen Einzelheiten vor sich sehen konnte – von dem mit Perlen und Edelsteinen umsäumten roten Umhang bis zu den Äpfeln auf dem Fenstersims und den vier Löwen aus Bronze, die die Armlehnen und die Rücklehne ihres Thrones zierten ...

Hannchen hatte beschlossen, daß die Familienfeier am Heiligabend bei Nathan und Caroline stattfinden sollte. Sie erbot sich, ihnen ihre eigenen Dienstboten zu schicken, damit sie Carolines Personal halfen, und versprach, die ganzen Weihnachtsplätzchen und Stollen zu liefern. Des Nachts in ihrem großen Himmelbett versuchte sie, über jede Entscheidung nachzudenken, die sie tagsüber getroffen hatte. Und während sie früher alles mit Moritz besprochen hatte, wenn sie nach dem Abendessen allein im Salon beisammensaßen, Kaffee tranken und auf die fernen Geräusche im Haus und das Klappern der Pferdehufe auf der Straße lauschten, sprach sie jetzt zu – sie war sich nicht sicher, vielleicht zu Gott? Oder war es einfach Moritz in himmlischen Gewändern, der, wie er es immer getan hatte, mit ernster Miene ihrem Geplauder zuhörte und sie nur unterbrach, wenn es ihm zu unvernünftig schien?

Hannchen war erleichtert, als ihre Lösung des Weihnachtsproblems bei ihrer Familie Anklang fand und keine Beschwerden von oben hervorrief.

HELENE WERTHEIM HATTE IN DIESEM JAHR ihren zehnten Geburtstag gefeiert. Nachdem ihr Onkel Edu sie anfangs als ein »wütendes Äffchen« bezeichnet hatte, war sie inzwischen dazu aufgerückt, sein »Mops« genannt zu werden. Das pummelige kleine Mädchen mit dem wilden Lockenkopf war eindeutig sein Liebling. Gewiß, sie geriet leicht in Zorn, aber sie war viel robuster veranlagt als Emma, die mit dreizehn immer noch schlecht aß und überempfindlich war. Nichtsdestoweniger war sie eine liebevolle ältere Schwester, die Lene und die Zwillinge so oft unter ihre Fittiche nahm, daß die Familie sie die »kleine Mutter« nannte.

Ernst und Andreas, jetzt elf, bildeten eine eigene Bruderschaft, nicht nur, weil sie Jungen waren und daher von ihnen erwartet wurde, daß sie ihren eigenen, anders gearteten Beschäftigungen nachgingen, sondern auch, weil sie als Zwillinge naturbedingte Gefährten waren, sich selbst genügend und im Gleichklang wie fein aufeinander abgestimmte Instrumente. Sie waren keine eineiigen Zwillinge, was ein Segen war, denn es bewahrte sie davor, ewig verwechselt zu werden, und gewährte ihnen, obwohl sie gleich gekleidet waren, ein gewisses Maß an Individualität. Caroline war der Meinung, daß Andreas eher Emma glich und daß Ernst und Lene einander mehr ähnelten. Alle Verwandten waren sich einig, daß die Jungen sich gut ergänzten und daß die Mädchen, die, sehr zu Emmas Kummer, ebenfalls gleich gekleidet waren, ein reizendes Paar bildeten.

Die Familienmitglieder wurden nie müde, über die Kinder zu sprechen. Pauline und Siegmund hatten Julia und Jenny einen kleinen Bruder, Willy, beschert, jetzt ein Bürschchen von neun, mit Ohren, die weit von seinem Kopf abstanden; ein schüchternes, ängstliches Kind, das die Zielscheibe des albernen Gelächters seiner Schwestern war. Bei Hannchens Sonntagsessen schwatzten alle zufrieden über den Fortschritt, den die Kinder machten, oder rügten eines der Schar, wenn es auf die eine oder andere Art nicht den Erwartungen entsprochen hatte. Allzuoft vergaßen sie, daß die Kinder ebenfalls am Tisch saßen – wenn auch am anderen Ende, unter der Aufsicht von Nanny und

Fräulein Gründlich –, und Nathan sah sich veranlaßt, mahnend auf englisch zu sagen: »*Not before the children!*«

Fräulein Gründlich war seit der Geburt der Zwillinge bei Caroline und Nathan Wertheim. Als Säuglinge wurden die Kinder von einer Amme betreut; die Erzieherin übernahm sie erst, als sie dem Babyalter entwachsen waren. Fräulein Gründlich kam aus Norddeutschland, eine untersetzte Frau von bäuerlicher Herkunft, die ihr möglichstes getan hatte, den engstirnigen Chauvinismus ihrer schleswig-holsteinischen Erziehung zu überwinden. Sie war achtundzwanzig, sah aber älter aus, und trug das Haar straff zurückgekämmt und am Hinterkopf zu einem kleinen, runden Knoten geschlungen.

Sie hatte mit sechzehn, sehr gegen den Wunsch ihrer mürrischen und abergläubischen Mutter, ihr Elternhaus verlassen, um sich eine Stellung zu suchen. Die eintönige Landarbeit gefiel ihr nicht, das flache Heidefeld bedrückte sie, und sie haßte das Meer. Eine Stellung bei einer Familie schien ihr der beste Weg, dem zu entkommen. Ehe sie zu den Wertheims kam, hatte sie ein Jahr in Hamburg gedient, und sie hatte nie bereut, diesen Weg gewählt zu haben. Kinder, fand sie, machten überhaupt keine Mühe; sie wollten am liebsten in Ruhe gelassen werden. Sie brauchte nie zu kochen, und kein Staubtuch beschmutzte je ihre Finger. Bei Tisch lauschte sie auf Gespräche, die ihr Horizonte erschlossen, von denen sie früher nie etwas geahnt hatte. Sie begann zu lesen, zuerst die Bücher der Kinder und dann diejenigen, die sie auf den Regalen der Bibliothek ihrer Herrschaft fand. Da von ihr erwartet wurde, daß sie nur sprach, wenn man das Wort an sie richtete, brauchte sie ihre Unwissenheit nicht zu zeigen; sie baute sich ihr Wissen langsam hinter einer Mauer des Schweigens auf. Und die Kinder liebten sie von Anfang an. Sie erkannten, früher als die Erwachsenen, daß sie freundlich und gutmütig war. Sie war da, um die Kinder zu beaufsichtigen, sie zur Schule zu bringen (ehe die Jungen allein gehen durften, hatten sie sich angewöhnt, ein paar Schritte vor ihr herzugehen, damit keiner, der sie sah, mit Sicherheit sagen konnte, ob sie zu ihr gehörten oder nicht), dafür zu sorgen, daß sie ihre Hausauf-

gaben machten, sich ordentlich anzogen und gute Manieren zeigten. Wenn eine Anstandsdame gebraucht wurde, war sie da, in der Tanzschule, bei Gesellschaften und bei Einkäufen. Wenn die Familie in die Ferien fuhr, hatte sie ihr eigenes Zimmer im Hotel und sorgte ebenso wie zu Hause dafür, daß die Kinder ihren täglichen Spaziergang machten.

Und so ergab es sich, daß die meisten der kleinen Krisen im Leben der Kinder in Gegenwart von Fräulein Gründlich stattfanden. Es blieb ihr überlassen, ihre Tränen zu trocknen, ihre Streitigkeiten zu schlichten und sie in den Schlaf zu singen. Mama und Papa schwebten durch ihr junges Leben wie königliche Hoheiten auf Besuch. Keines von ihnen sah Caroline je mit Nathan streiten oder Tränen des Schmerzes, des Kummers oder des Zorns vergießen. Sie hatten im vergangenen Herbst alle in zwangloser und elegant liebevoller Pose für ein Porträt gesessen. Das fertige Bild erweckte den Eindruck einer ungewungenen Gemeinschaft – eine komplette Erfindung. Der Maler hätte besser daran getan, die Eltern allein zu zeigen – zum Beispiel, wie sie im Begriff sind, ins Theater zu gehen, oder zusammen am Flügel sitzen. Solche Augenblicke *gab* es in ihrem Leben. Was die Kinder betrifft, man hätte sie mit ihren Attributen – einem Segelboot, einem Teddybär – in Pose stellen sollen, zwei auf jeder Seite von Frieda Gründlich, die kerzengerade wie eine Pfarrersfrau dasaß, die Hände im Schoß gefaltet. Aber natürlich war es die Aufgabe des Malers, die Annäherung an ein bürgerliches Familienideal darzustellen.

DIE VORWEIHNACHTSZEIT war in diesem Jahr voller geselliger Veranstaltungen. Kaum ein Tag, an dem es nicht irgendeine Unterhaltung für die Kinder oder die Erwachsenen gab. Rückblickend schien es, als wäre das ganze Volk von der unausgesprochenen Vorahnung ergriffen worden, daß sich die Welt noch vor dem nächsten Advent in einen Krieg stürzen würde, aus dem sie für alle Zeiten verwandelt hervorgehen sollte.

Kostümbälle waren besonders beliebt, vor allem bei den jungen Leuten, die als Schornsteinfeger und Clowns, Milchmädchen

und Schäferinnen gekleidet durch die Stadt gingen. Lene genoß diese Feste intensiver als die anderen Kinder. Sie liebte es, sich in Kostüme ferner Zeiten und Länder zu kleiden. Die Zwillinge kamen sich albern vor, wenn sie in Samtanzügen oder als neapolitanische Bauern verkleidet ausgingen, und Emma hatte sich eingeredet, daß sie häßlich sei. Sie sah mit großen, dunklen Augen in die Welt – mit Augen, die eher Angst vor ihren Gefahren als Hoffnung auf ihre Freuden spiegelten. Sie hatte einmal gehört, wie über ihre Nase gesprochen wurde. Hannchen sagte, es sei der am wenigsten reizvolle Teil ihres Gesichts, worauf Caroline erwiderte, daß es eine »Wertheimsche Nase« sei, und Siegmund mit einem boshaften Lachen hinzusetzte: »eine jüdische Nase«. Jetzt blickte Emma oft in den Spiegel, um zu sehen, ob sie, wie Pinocchio's Nase, vielleicht eingeschrumpft war. Sie hatte sie zuvor nicht bemerkt, aber jetzt war sie das einzige, was sie sah.

Lene hingegen schien nicht zu hören, wenn die Erwachsenen mit gewissem Ärger über ihre Molligkeit sprachen. »Wir werden dich als ›kleine Dickmadam‹ auf dem Jahrmarkt ausstellen«, ermahnte Hannchen sie, aber Lene aß unbekümmert ein weiteres Stück Kuchen.

Am 21. Dezember gaben die von Brenda-Badolets ihre alljährliche Gesellschaft, die zur Feier des Geburtstags des Sohnes Thomas veranstaltet wurde. Fräulein Gründlich beriet stundenlang mit den Mädchen über ihre Kostüme, und dann gingen sie alle drei in die Stadt, um die nötigen Einkäufe zu machen. Lene sollte als der junge Mozart gehen, dessen Bild in einem ovalen Rahmen dicht beim Flügel hing.

»Er paßt auf, daß du keine falschen Noten oder falsche Tempi spielst«, sagte Herr Sauerwein, der Klavierlehrer.

Emma hatte ein wenig widerwillig das Kostüm einer Schäferin nach einem Gemälde von Watteau gewählt. Sie wurde mit vielen Metern von geblütem Chintz ausstaffiert und trug sogar einen echten Hirtenstab. Ihre dunklen Locken wurden unter einer blonden Perücke versteckt, auf der eine kleine Haube saß. Von ihren sehr dunklen Augen abgesehen, sah sie wie eine Meißner Porzellanfigur aus.

Der kleine, pausbäckige Mozart trug ebenfalls eine Perücke – eine gepuderte mit einem Zopf, genau wie auf dem Bild. Es erwies sich als schwierig, den Mädchen die Wintermäntel über die Kostüme zu ziehen, und es gab viel Ächzen und Stöhnen, aber Fräulein Gründlich tat ihr möglichstes, sie warm einzuhüllen, ohne ihre Kleidung in Unordnung zu bringen.

Tom von Brenda-Badolet war ein Klassenkamerad der Zwillinge im Goethe-Gymnasium. (Die Mädchen gingen in eine Privatschule, die von zwei unverheirateten Schwestern geleitet wurde und denjenigen, die intelligent genug waren, eine recht ordentliche Bildung vermittelte, aber zugleich auch dazu diente, den schwächeren Schülerinnen den letzten gesellschaftlichen Schliff zu geben.) Die Schüler des Goethe-Gymnasiums trennte weniger ihre Konfession als ihre gesellschaftliche Stellung: Es kam nicht so sehr darauf an, ob man Jude oder Nichtjude, Katholik oder Protestant war, als vielmehr darauf, ob man im Westend wohnte. Die von Brenda-Badolets waren eine alte Frankfurter Familie, deren Vorfahren sowohl italienischer als auch französisch-hugenottischer Herkunft waren. Diese beiden Gruppen waren seit dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ein wesentlicher Bestandteil der Frankfurter Kaufmannschaft. Obgleich sie niemals in einem Ghetto haben leben müssen wie die Juden, waren sie nichtsdestoweniger anfangs einer gewissen Diskriminierung ausgesetzt gewesen, zählten aber mittlerweile zu den angesehensten »alten« Familien Frankfurts und waren in vielen Fällen geadelt worden.

Tom war ein Nachkömmling. Seine Geschwister waren erwachsen, verheiratet, standen im Geschäftsleben oder studierten an der Universität. Tom wurde mit jener Art von verständnisloser, nachsichtiger Liebe erzogen, die Eltern für gewöhnlich ihren Enkeln zuteil werden lassen. Er wurde auf vielen Knien geschaukelt, zu lange in Spitzen gekleidet und trug bis zum Alter von drei Jahren schulterlange Locken. Er war ein einsames Kind, von seinen Altersgenossen getrennt durch all die Spitzen, die Locken und den Luxus seiner Umgebung. Das Haus seiner Eltern gehörte zu den ältesten und schönsten Villen

des Frankfurter Westends. Aber er war so viel allein, daß er sich darin verlassen und fremd fühlte; seine vertrautesten Gefährten waren meistens Juden. Er wurde für schwächlich gehalten, aber das war bis zu einem gewissen Grad eine Täuschung. Abgesehen von den üblichen Kinderkrankheiten, war er kaum jemals krank. Wie die meisten einsamen Kinder las Thomas viel, und er wußte durch das, was er aus den Büchern lernte, über die Welt Bescheid. Er saß oft stundenlang da und las, gefesselt von irgendeinem Abenteuer, das er dann – mit ihm selbst als Held – am Abend im Bett noch einmal durchlebte. Seine Mutter vergaß oft, ihm einen Gutenachtkuß zu geben, und seine alte Kinderfrau war fast senil; so wurde ihm wenig Aufmerksamkeit zuteil, und niemand kümmerte sich um die Wahl seiner Lektüre. Seine Einbildungskraft wurde von seiner Familie nicht als Plus gewertet. Seine Mutter war eine kalte Frau und sein Vater ein Geschäftsmann der alten Schule. Er hatte einen Sitz an der Börse, und seine Lebensweise war einfach.

Tom war für sein Fest als Pierrot verkleidet. Das Kostüm war für einen seiner älteren Brüder angefertigt und im Lauf der Jahre viel getragen worden, aber seine bunten Flicker waren aus reiner Seide, und es war mit der Hand genäht. Tom trug einen Dreispitz und eine Maske über seinen blauen Augen; er fühlte sich gut geschützt, und es gelang ihm, die Rolle des Gastgebers mit einer aristokratischen Würde zu spielen, die er nicht immer empfand.

Die meisten Kinder waren eingeschüchtert durch das große Haus der von Brenda-Badolets, das zu der Zeit, als der Westen Frankfurts noch eine ländliche Gegend gewesen war, seinen Besitzern als Sommervilla gedient hatte und weit von der Straße entfernt in einem großen Park lag, mit einer eigenen Orangerie und einem Kutschhaus. Die ehrfürchtige Scheu führte zu viel Kichern und Flüstern und staunenden Blicken in die fernen Winkel der neoklassizistischen Räume.

Der kleine Pierrot stand am Fuß einer großen Treppe und begrüßte seine Gäste. Direkt über ihm hing ein Kronleuchter von wahrhaft imposanten Ausmaßen, dessen sanftes Licht sich

